

QVR

QUO VADIS ROMANIA?

ZEITSCHRIFT FÜR EINE AKTUELLE ROMANISTIK

Sprachakademien - was können sie, was leisten sie?

AUTORINNEN

Jacqueline Caniguan Caniguan / Gerardo Chandía Millanao /
Max Doppelbauer / Georg Kremnitz / Diego Lizarralde Contreras /
Henrique Monteagudo / Aldo Olate Vinet / Darío Rojas
Robert Tanzmeister

VARIA

Alexander Peter Sigmund / Harald J. Jauk

REZENSIONEN

Georg Kremnitz

53/54

2019

QVR 53-54/2019

Redaktion:

Peter Cichon (Leitung), Barbara Czernilofsky-Basalka (Layout), Max Doppelbauer, Astrid Hönigsperger, Georg Kremnitz, Fabio Longoni, Catherine Parayre, Kathrin Satingen, Falk Seiler, Heinrich Stiehler, Robert Tanzmeister

Technische Betreuung: David Stockhammer

Grafik: Astrid Young

Internationaler wissenschaftlicher Beirat:

Roberto Bein (Universidad de Buenos Aires), Joachim Born (Universität Gießen), Jürgen Erfurt (Universität Frankfurt/Main), Ulrich Hoinkes (Universität Kiel), Thede Kahl (Universität Jena), Georges Kleiber (Université de Strasbourg), Philippe Martel (Université de Montpellier), Rosa Maria Medina Granda (Universidad de Oviedo), Henrique Monteagudo (Universidade de Santiago de Compostela), François Pic (Université de Toulouse), Patrick Sauzet (Université de Toulouse)

Adresse der Redaktion:

QVR-Homepage: <http://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/>

E-Mail: quovadisromania.ifr@univie.ac.at

Quo vadis, Romania?
Institut für Romanistik
Universität Wien
Universitätscampus AAKH
Garnisongasse 13, Hof 8
A-1090 Wien

Mit Förderung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät
der Universität Wien.

ISSN: 1022-3169

QVR 53-54/2019

Inhaltsverzeichnis

Präsentation:

- Max DOPPELBAUER & Robert TANZMEISTER, Sprachakademien heute – Was können sie, was leisten sie?.....5

Artikel:

- Georg KREMnitz, Offene und nicht so offene Funktionen von Akademien.
Mit besonderer Berücksichtigung der Sprachakademien7
- Darío ROJAS, El hispanismo en los orígenes de la Academia Chilena de la Lengua: Vicente Pérez Rosales frente a Zorobabel Rodríguez (1885).... 20
- Aldo OLATE VINET, Gerardo CHANDÍA MILLANAO, Jacqueline CANIGUAN CANIGUAN, Diego LIZARRALDE CONTRERAS, Academias de la Lengua Mapuche en Chile: un espacio para la revitalización lingüística..... 42
- Henrique MONTEAGUDO, La Real Academia Galega y la normativización del gallego 58
- Max DOPPELBAUER, Postkoloniale Sprachenpolitik in Afrika:
Äquatorialguinea und die *Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española* (AEGLE)..... 73
- Robert TANZMEISTER, Aktuelle Diskussionen zu Sprachpolitik und Sprachnorm in der Accademia della Crusca..... 92

Varia:

- Alexander Peter SIGMUND, „*Mas perquè m’an pas dit a l’escola, la lenga de mon país?*“ Forschungsbericht zur Analyse des Okzitanischunterrichts in Frankreich 121
- Harald J. JAUK, Identität und Nationalismus im katalanischsprachigen Spanien..... 135

Rezensionen:

- Georg KREMnitz:
Pêcheux, Michel, 2019. *Ideologie und Diskurs*. Aufsätze. Herausgegeben von Ivo Eichhorn. Wien/Berlin: Mandelbaum.
- Messling, Markus, 2019. *Universalität nach dem Universalismus*. Über frankophone Literaturen der Gegenwart. Berlin: Matthes & Seitz
..... 155

Sprachakademien heute – Was können sie, was leisten sie?

Max DOPPELBAUER & Robert TANZMEISTER, Wien

Schlägt man im Duden unter *Sprachakademie* nach, bekommt man als Bedeutung: „meist staatliche Einrichtung zur Pflege, Normierung einer Sprache (www.duden.de)“. Gerade das Deutsche oder das Englische kommt aber ohne eine solche Institution aus, und trotzdem gibt es in diesen Sprachen keine Probleme bezüglich der Norm, etc. (oder doch?). Im englischen Sprachraum existiert keine übergeordnete Sprach- und Orthografieinstanz. In Deutschland werden die aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln vom Rat für deutsche Rechtschreibung verfasst, die in der letzten Auflage des Duden-Wörterbuchs berücksichtigt wurden.

In den romanisch-sprachigen Ländern blicken die Sprachakademien auf eine lange Tradition zurück. Als älteste gilt die *Accademia della Crusca*, nach deren Vorbild die *Académie française* geschaffen wurde. Als Hauptaufgabe sollte sie der französischen Sprache Regeln geben, sie reinigen, eloquent machen und befähigen, Kunst und Wissenschaften abzuhandeln sowie ein Wörterbuch, eine Grammatik, eine Rhetorik und eine Poetik nach den Beobachtungen der Akademie zu verfassen (vgl. Article 24 und 26 der Satzung von 1635, zit. in Caput 1986: 11). Ihre Normvorschläge finden weitgehend im gesamten französischen Sprachraum Anerkennung. Nach einem langen exklusiven Primat der *Real Academia Española* in Sprachnormierungsfragen wird nun eine panhispanische Sprachpolitik unter gleichberechtigter Mitarbeit aller staatsnationalen spanischen Sprachakademien mit vollem Teilhaberecht verfolgt und umgesetzt. Eine Reihe von rezent erschienenen qualitativen Referenzwerken dokumentiert diese neue Sprachpolitik. (Vgl. García de la Concha 2014: 359-389). Im iberoromanischen Raum scheint es sogar, als sei die Existenz einer Sprachakademie ein Kriterium, ob eine Varietät eben als Sprache gelten darf oder nicht...

In dieser Ausgabe von *Quo vadis Romania?* möchten wir uns genau diesem Thema widmen und der Frage nachgehen, wieweit Sprachakademien notwendig beziehungsweise wie relevant sie für die einzelnen Sprachen sind. Dabei konstatieren wir ein heterogenes Bild von internationalen übernationalen, staatsnationalen und regionalen Sprachakademien, die mit staatlicher oder ohne

Präsentation

staatliche Anerkennung und Auftrag als anerkannte Autoritäten mit unterschiedlichem Sozialprestige und Einfluss ihren sprachnormierenden und / oder sprachpflegerischen Aktivitäten nachgehen.

Nach einem vergleichenden Beitrag zu den Akademien allgemein von Georg Kremnitz führen uns verschiedene Beiträge durch die Arbeit von Akademien auf den drei Kontinenten Europa, Afrika und Südamerika, nämlich in Italien, Galicien, Chile und Äquatorialguinea.

Literaturhinweise

Caput, Jean-Paul, 1986. *L'Académie française*. Paris : Presses Universitaires de France. (Que sais-je ?; 2322)

Gracia de la Concha, Víctor, 2014. *La Real Academia Española*. Vida e historia. Barcelona: Espasa Libros.

Offene und nicht so offene Funktionen von Akademien. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprachakademien

Georg KREMnitz, Wien

1. Grundlegendes und Definitionen

Die Bezeichnung *Akademie* geht, soviel man weiß, auf einen Hain bei Athen zurück, der einem sagenhaften Heros *Akademos* (Ἀκάδημος) gewidmet war; dort trafen sich ab 387 v.u.Z. Platon und seine Schüler zum (vermutlich nicht nur philosophischen) Gedankenaustausch. Später entstand aus diesem Kreis die platonische Philosophenschule, die 529 von Kaiser Justinian geschlossen wurde. Es ist nicht wahrscheinlich, dass das die erste Runde geistigen und geselligen Austausches auf der Erde war, nur lässt uns unser eurozentrisches Weltbild immer auf die klassischen – griechischen oder wenigstens lateinisch-römischen – Vorbilder zurückgreifen, da wir die anderen in unserem Bewusstsein der vermeintlichen Überlegenheit gewöhnlich nicht wahrgenommen haben. Später bezeichnen sich Runden von Gelehrten gerne mit diesem Namen, mitunter wird er ihnen auch beigelegt.

Die Bezeichnung erfasst bald mehrere Untergruppen: da sind zum einen die eigentlichen gelehrten Kreise, in denen Angehörige verschiedener Disziplinen aufeinandertreffen, heute erhalten sie gewöhnlich die Bezeichnung *Akademie der Wissenschaften* (AdW). Sie sind die ältesten Akademien und gehen gewöhnlich aus philosophischen Vereinigungen hervor; sie sollen der Förderung von Wissenschaft und Forschung dienen. Daneben entstehen seit der Renaissance Akademien, die sich für unterschiedliche Bereiche interessieren; unter ihnen die Akademien für Sprache und Dichtung. Sie werden uns im Folgenden besonders beschäftigen. Gewöhnlich wird an Akademien nicht gelehrt sondern nur geforscht oder debattiert; sie dienen dem Erfahrungsaustausch und der Diskussion neuer Gedanken. In der jüngeren Vergangenheit haben sich allerdings auch Institutionen der beruflichen Ausbildung gerne als Akademien bezeichnet, besonders solche, die sich auf *bestimmte* Ausbildungen spezialisieren (sie widersprechen praktisch dem Universalitätsanspruch der frühen Akademien). Zu ihnen gehören die Kunstakademien. Ein besonderer Fall ist die *Akademie der Arbeit*, die 1921 in Deutschland gegründet wurde und als Ausbildungs-

stätte für (vor allem gewerkschaftlich orientierte) Arbeitnehmer diente; folgerichtig wurde sie 1933 geschlossen und erst 1946 wieder eröffnet. Manche Einrichtungen dieser letzten Gruppe legen großen Wert auf die Öffentlichkeitsarbeit. In jüngster Vergangenheit ist der Begriff *Akademie* für solche Einrichtungen wieder etwas aus der Mode gekommen, da er zu unscharf wurde.

Natürlich ist anzunehmen, dass es solche Kreise, die sich dem Erfahrungsaustausch und der systematischen Überlegung widmen, schon seit grauer Vorzeit gegeben hat, wir wissen nur nichts von ihnen. Eine Unterscheidung ist dabei wichtig, nämlich zwischen Gruppen, die sich mehr oder weniger aufgrund gleicher Interessen spontan zusammenfinden und solchen, die von höherer Seite gerufen und ernannt werden. Während die ersten zunächst nur über die Macht ihrer Überzeugungskraft verfügen, steht hinter den zweiten eine politisch-gesellschaftliche Autorität. Natürlich sind, wie so oft, die Übergänge fließend: Gruppen finden sich zu Diskussionen zusammen und werden später von der politischen Macht anerkannt und mit bestimmten Aufgaben betraut – auf diese Weise werden sie *auch* instrumentalisiert und zugleich diszipliniert (diese Entwicklung lässt sich bei der Gründung der *Académie française* beobachten). Auch die umgekehrte Entwicklung ist vorgekommen, nämlich, dass offiziell berufene Akademien sich nach und nach über mögliche Denkverbote hinweggesetzt haben. Auch die Unterscheidung zwischen Akademien der Wissenschaft und Sprach- und Dichtungsakademien ist bisweilen fließend: häufig trennen sie sich im Zuge von Spezialisierungsprozessen. Im Falle der französischen Akademie wird zunächst seit 1635 die Sprachakademie offiziell gegründet, erst danach entstehen weitere Akademien, zunächst 1663 die *Académie des inscriptions et belles-lettres*, dann 1666 die *Académie des sciences*, usw. 1795 werden alle bis dahin bestehenden (und 1793 aufgehobenen) Akademien zum bis heute existierenden *Institut de France* zusammengefasst. Für lange Zeit genießen die Mitglieder der *Académie française*, die nur eine Untergliederung des *Institut* ist, das höchste Ansehen. Auf einer niedrigeren Ebene entstanden im Zuge der Aufklärung in verschiedenen Städten Frankreichs Akademien, die bisweilen eine gewisse Rolle spielten. Umgekehrt war es in weniger zentralisierten Staaten wie Deutschland oder Italien, wo in verschiedenen Städten Akademien unterschiedlicher Ausrichtung gegründet wurden, die sich im Laufe der Zeit unter Umständen gemeinsame organisatorische Strukturen gaben (vor allem in Deutschland funktioniert dieses föderale System noch heute). Natürlich gibt es auch Forschungseinrichtungen, welche den Namen Akademie nicht im Namen führen, aber entsprechende Aufgaben erfüllen; dazu gehören in Deutschland die in zahlreichen Einzelinstituten arbeitende *Max-Planck-Gesellschaft* (die 1911 als *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* gegründet wurde), in Österreich hat die *Ludwig-Boltzmann-Gesellschaft*

ähnliche Funktionsweisen und Strukturen. Erstaunlicherweise entsteht eine *Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung* erst 1949 in Darmstadt, schon im Zeichen der Ost-West-Auseinandersetzung. Sie überlebt die politische Vereinigung von 1990; damals wird sie von (west-) deutschen Schriftstellerverbänden, nicht zuletzt als Nachfolgerin der *Sektion für Dichtkunst* der *Preußischen Akademie der Wissenschaften*, die in der Zeit der Weimarer Republik hohes Ansehen genießt, als Gegengewicht zu den in (Ost-) Berlin verbliebenen akademischen Strukturen gegründet.

Waren die Aufgaben der wissenschaftlichen Akademien in ihren Anfängen sehr weitreichend – es gab ja oft nur unzureichende Strukturen der wissenschaftlichen Forschung – so haben sie sich in neuerer Zeit meist auf Grundlagenforschung und das Ausgreifen der Forschung auf neue Bereiche konzentriert.

2. Einige historische Entwicklungen

Als frühe Vereinigung dieses Typs nach dem Ende der Antike sieht man meist den Gelehrtenkreis, den Alkuin (um 730-804) am Hofe Karls des Großen versammelte. Etwa zur selben Zeit soll sich auch in Bagdad ein ähnlicher Kreis zusammengefunden haben. Auch im byzantinischen Reich dürften ähnliche gelehrte Gruppierungen bestanden haben. Auffällig ist jedenfalls, dass die ersten Gründungen in Westeuropa gehäuft in der Frühzeit der Renaissance erfolgen. Um 1463 entsteht auf Anregung von Cosimo de' Medici (1389-1464) in der Umgebung von Florenz ein Gesprächskreis, an dem vor allem Marsilio Ficino (1433-1499) und Francesco Filelfo (1398-1481) wirken. Erst nachträglich wird diese Gruppe als *Accademia Platonica* bezeichnet. Ähnliche Gruppierungen entstehen fast gleichzeitig in verschiedenen italienischen Städten. Sie haben eine vor allem philosophische Ausrichtung.

Eine neue Etappe beginnt mit der Gründung der *Accademia della Crusca* in Florenz an der Jahreswende 1582/83. Diese Gruppe konstituiert sich rasch selbständig und gibt sich einen formalen Rahmen; sie ist die erste europäische Sprachakademie. Schon der Name deutet auf ihre selbst gestellte Aufgabe: *crusca* bedeutet ‚Kleie‘, sie soll demnach die (sprachliche) Spreu vom Weizen trennen. Bedeutendstes Mitglied der ersten Periode ist Leonardo Salviati (1540-1589), der entscheidende Impulse für die erste Auflage des 1612 erschienenen Wörterbuches gibt. Dieses Wörterbuch wird beispielgebend für bald einsetzende ähnliche Unternehmungen in anderen Sprachen. Es verfolgt ein deskriptives, vor allem aber normatives Ziel. Bis 1923 erscheint es in mehreren Aufla-

gen. Die Akademie existiert, trotz mancher Schwierigkeiten in der faschistischen Zeit, noch heute und sieht die Pflege der italienischen Sprache als ihre wichtigste Aufgabe an.

Die *Crusca* dient in der Folge als Vorbild für etliche andere Akademien. Im 17. und 18. Jahrhundert wird eine große Zahl von ihnen gegründet, nicht zuletzt, um der zunehmenden Erstarrung der Universitäten entgegenzuwirken. 1603 wird in Rom die erste vor allem naturwissenschaftliche Akademie gegründet, die heutige *Accademia Nazionale dei Lincei*, aus der später auch die heutige vatikanische *Pontificia Accademia delle Scienze* hervorgeht. 1652 entsteht, zunächst in Schweinfurt, später in Halle, die noch heute bestehende *Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher* als älteste Akademie im deutschen Sprachraum. 1660/62 wird in London die *Royal Society* gegründet, die sich ebenfalls auf die Naturwissenschaften konzentriert. 1700 wird in Berlin die *Preussische Akademie der Wissenschaften* ins Leben gerufen, deren erster Präsident Leibniz wird und die für alle Wissensgebiete zuständig wird, die aber erst 1711 wirklich zu arbeiten beginnt und nach einer längeren Eklipse 1744 zur *Königlichen Akademie* umbenannt wird und dann ihre wirkliche Bedeutung erhält. 1725 wird die Akademie in St. Petersburg gegründet, die Vorläuferin der heutigen Russischen (und zwischenzeitlich sowjetischen) Akademie. Es ist bekannt, dass die Akademie während der Zeit der Sowjetunion die wohl größte und einflussreichste Wissenschaftsorganisation auf der Erde war. Die *k.k. Akademie der Wissenschaften*, die Vorläuferin der heutigen *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* (seit 1947) mit Hauptsitz in Wien, wird erst spät, nämlich 1846/47 gegründet.

Für Romanisten bedeutsamer ist die Gründung der *Académie française* im Jahre 1635 und dann die der *Real Academia Española* im Jahr 1713. Sie verkörpern die wichtigsten Typen der Sprachakademien in der Romania.

3. Die *Académie française*

Ab 1629 versammeln sich in Paris mehr oder weniger regelmäßig einige Freunde um den Dichter Valentin Conrart (1603-1675) zu formlosen Treffen, in denen unter anderem über Sprache, Literatur und neueste literarische Werke gesprochen wird. Zu der Zeit stehen verschiedene Gruppen miteinander in heftigen, wenn auch verborgenen Auseinandersetzungen um Machtpositionen: Richelieu und die Gruppe um die Königinmutter, der Hof und das *Parlement* (der oberste Gerichtshof) von Paris. Diese Widersprüche bilden sich im Sprachgebrauch der Gruppen ab. Dabei verfolgen der Hof und Richelieu modernere Auffassungen als etwa das Parlament. Sobald Richelieu durch Indiskretionen von der Existenz der Diskussionsgruppe um Conrart erfährt (es ist nicht

ganz eindeutig, auf welchem Wege), versucht er, diese Gruppe für seine Zwecke zu instrumentalisieren. Er schlägt vor, aus dieser Gruppe eine Akademie zu bilden, welche sich der Sprachpflege annehmen soll. Er lockt auf der einen Seite mit Privilegien, auf der anderen wird deutlich, dass die bisher zwanglos Versammelten dieser Einladung nicht entgehen können, ohne Schaden zu nehmen. So kommt es 1634/35 zur offiziellen Gründung der Akademie. Sie soll die folgenden Aufgaben erfüllen: ein Wörterbuch und eine Grammatik normativen Charakters verfassen, dann auch eine Rhetorik und eine Poetik. Mit anderen Worten: sie soll eine Referenzsprache schaffen, die zugleich vorbildlich und verpflichtend sein soll (und sich an der Sprache des Hofes orientiert). Damit könnte das Französische, so einige der damaligen Verteidiger der Akademie, mit dem Ausbau und der Regelmäßigkeit der klassischen Sprachen gleichziehen (Seguin 1999: 232-237; Siouffi 2007: 628-634).

Allerdings gibt es hinhaltenden Widerstand gegen die geplante Neugründung. Vor allem das Pariser Parlament scheint zu erkennen, dass es nicht nur um sprachphilosophische Fragen geht. Erst 1637 registriert es die neue Vereinigung, obwohl die „offiziellen“ Sitzungen schon deutlich früher begonnen haben. Die weitgehend von Richelieu beeinflusste Zusammensetzung der Akademie lässt weitere Zweifel an ihr wach werden. Sie setzt sich nämlich nicht in erster Linie aus Wissenschaftlern zusammen sondern aus *bonnêtes hommes*, also aus (im Allgemeinen wohlhabenden) Laien, die mehr das geistreiche Gespräch pflegen als nüchterne wissenschaftliche Arbeit leisten wollen. Ihre Zahl wird auf 40 festgelegt. Diese gebildeten Laien sollen der Sprache die Konturen verleihen, die sie zur Konkurrenz mit den und zur völligen Ablösung der Funktionen der klassischen Sprachen befähigt. Die französische Akademie ist bis heute mehr eine Versammlung verdienter Männer (die ersten Frauen finden erst Ende des 20. Jahrhunderts Einlass) aus den verschiedensten Disziplinen als eine für ihre Aufgaben vorbereitete Gruppe. Zwar bilden die Schriftsteller darin eine größere Fraktion, neben ihnen stehen indessen Militärs, Kirchenmänner, Ärzte, Politiker, Anwälte; ihnen allen fehlt es an Fachwissen. Ausgewiesene Sprachwissenschaftler werden nur in seltenen Ausnahmefällen aufgenommen. Daher ist es nicht erstaunlich, dass das erste Wörterbuch erst 1694 erscheint; es ist dann auch stark umstritten. Erst spätere Auflagen werden ihrer Vorbildrolle eher gerecht. Zur Zeit sind die ersten Bände der 9. Auflage erschienen. Vor 1694 haben bereits zwei Mitglieder der Akademie, César Pierre Richelet (1631-1698) 1680 und Antoine Furetière (1619-1688) postum 1690 ihre Wörterbücher veröffentlicht, da die Akademie ihnen zu zögerlich vorgeht. Furetière wird ausgeschlossen, da sein Wörterbuch sich zu wenig auf den Wortschatz des *bonnête homme* beschränkt. Die Grammatik der Akademie erscheint

gar erst 1932 und stößt sofort auf so massive Kritik durch Sprachwissenschaftler, dass sie nicht wieder aufgelegt und weitgehend aus dem Verkehr gezogen wird.

Obwohl die *Académie* also ihre offizielle Funktion allenfalls teilweise erfüllt, genießt sie lange Zeit hohes Prestige. Ihre Mitglieder werden (noch heute) als „Unsterbliche“ bezeichnet, für viele Schriftsteller und Menschen des öffentlichen Lebens, vor allem aus dem konservativen Lager, ist die Mitgliedschaft eine hohe Auszeichnung. Aber auch literarisch eher innovierende Autoren wie Eugène Ionesco sind gewählt worden (da man sich um die Mitgliedschaft bewerben muss, lehnt keiner der Gewählten die Aufnahme ab). Derzeit sind vier der 36 amtierenden Mitglieder Frauen. Die Liste der bislang 732 Mitglieder umfasst zahlreiche Militärs, Geistliche, Mediziner, Juristen und nicht zuletzt Politiker. Insgesamt ist sie stark rechtslastig. Daher ist es nicht verwunderlich, dass nach der *Libération* 1945 einige Mitglieder wegen *Collaboration* ausgeschlossen werden (müssen).

Diese *Académie* ist vor allem eine mondäne Institution. Allerdings hat sie über lange Zeit erheblichen gesellschaftlichen Einfluss ausgeübt. Ihre Leistung für die Sprache wird man bestenfalls als zwiespältig betrachten dürfen: weder ist es ihr gelungen, die Orthographie funktional(er) zu machen (die letzte große Rechtschreibreform wurde in der Auflage von 1740 durchgeführt, wobei vor allem ein Mann, der Abbé Thoulier d'Olivet, 1682-1768, sie zu verantworten hatte), noch ist eine einigermaßen differenzierte Analyse der Architektur der Sprache gelungen. Die Unangepasstheit der Orthographie an die Bedürfnisse der Schreiber bildet heute eine erhebliche Hürde für die Verbreitung des Französischen als Fremdsprache; es wird vielfach von Schülern als vergleichsweise schwierig eingestuft. Es erstaunt, dass einige literarische Neuerer ihre Kandidatur angemeldet haben, und mehr noch, dass manche von ihnen gewählt wurden. Immerhin gelingt es der *Académie* noch, so hoch ist ihr Ansehen noch immer, im Verband mit anderen Interessenvertretern (Verlagen und Lehrern etwa) die (vorsichtige) Rechtschreibreform der Regierung Rocard zu Beginn der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts praktisch auszuhebeln. Auf der anderen Seite bilden die *Académiciens* ein Netzwerk von geradezu erstaunlicher Reichweite. Ihr Einfluss reicht, aufgrund der Zusammensetzung der Institution, nicht nur in die Literatur und Kunst, sondern auch in die Wissenschaft und Politik. Sie hat nicht nur positive Wirkung, im Sinne der Förderung von Initiativen aller Art, sie kann auch vieles verhindern oder zumindest verlangsamen, was in das konservative Weltbild der Mitglieder nicht hineinpasst. Im Hinblick auf die Sprachenpolitik fällt etwa die durchgehende Ablehnung einer Anerkennung und Förderungen der anderen Sprachen Frankreichs (und früher

auch des Kolonialreiches) auf. Wenig erfolgreich im Hinblick auf im engeren Sinne sprachliche Fragen, ist es ihr gelungen, das Überlegenheitsgefühl der französisch Sprechenden und eine an Rassismus grenzende Ablehnung aller anderen Sprachen in der Bevölkerung zu verbreiten. Daher hat sie den Plurizentrismus des Französischen kaum berücksichtigt, wenn sie auch in letzter Zeit einige Mitglieder aus den Gebieten außerhalb Frankreichs aufgenommen hat, allerdings nur als Individuen, nicht als Repräsentanten ihrer jeweiligen Sprechergruppen.

4. Die *Real Academia Española (RAE)*

Die Spanische *Real Academia* wird 1713, nach dem Ende des Erbfolgekrieges und im Zuge der Zentralisierung Spaniens durch die Bourbonen gegründet. Bei dieser Gründung hat man offensichtlich aus den Schwächen des französischen Vorbildes gelernt. Die Zusammensetzung ist weitaus professioneller, daher kann der erste Band des Wörterbuches bereits 1726 erscheinen, 1741 folgt ein erstes orthographisches Regelwerk, das in der Folge mehrfach revidiert wird. Auf diese Weise wird die Orthographie des Kastilischen ent-etymologisiert und daher benutzerfreundlicher. Allerdings bleibt die Akademie bis weit ins 20. Jahrhundert spanienzentriert, die überseeischen Varietäten werden kaum berücksichtigt. Das ändert sich erst nach dem Ende der Franco-Diktatur, allerdings bleibt auf diesem Gebiet noch etliches zu tun. Zwar ist die *Real Academia* anderen Sprachen gegenüber weitaus offener als ihr französisches Pendant, doch wären auch hier noch weitere Fortschritte zu wünschen. Ihre sprachpolitischen Äußerungen hängen stark vom historischen Moment ab; dabei ist es, vor allem während der Diktaturen, zu Äußerungen gekommen, die der Institution (bzw. ihren damaligen Mitgliedern) keine Ehre machen. Auch die Spanische Akademie wirkt als Netzwerk, in gutem wie im nicht so guten Sinne.

Im Unterschied zur *Académie française* bilden sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts in den spanisch-sprechenden Staaten nach und nach eigene Akademien, die von der *RAE* nach einigem Zögern als Partner anerkannt werden. Sie entstehen schließlich auch in Staaten, in den das Spanische nicht offizielle Sprache ist, wie etwa den USA. Diese größere Toleranz erklärt sich nicht zuletzt aus dem Umstand, dass die Zahl der Spanischsprecher außerhalb Spaniens die in Spanien bei weitem überwiegt (während Spanien etwa 46 Millionen Einwohner hat [von denen nicht alle primär spanischsprachig sind], kommt allein Mexiko auf 129 Millionen Einwohner, auch Kolumbien zählt mehr Einwohner als Spanien). Hinzu kommt, dass das Prestige Spaniens während der langen Jahrzehnte der Franco-Diktatur stark gelitten hat. Dadurch wurde der sprachliche

Polyzentrismus leichter akzeptierbar. Zwar sprechen heute auch mehr Menschen außerhalb von Frankreich Französisch als innerhalb, dennoch ist es in Frankreich zu einer Anerkennung des sprachlichen Polyzentrismus bisher nicht gekommen, weder in Frankreichs Grenzen, und auch außerhalb nur sehr zögernd. Akademieähnliche Institutionen außerhalb Frankreichs (wie etwa in Kanada) werden daher von der *Académie* nur mit großen Vorbehalten akzeptiert.

Die größere sprachliche Offenheit hat die spanische Akademie nicht daran gehindert, ihren eigenen Sprachnationalismus zu entwickeln. Auf der anderen Seite besitzt sie in Perioden nicht-diktatorischer Herrschaft in Spanien genügend Professionalität, um die Existenz anderer Sprachen anzuerkennen, oder auch gegen rein politische Thesen aufzutreten. So hat sie sich etwa verschiedentlich deutlich dagegen ausgesprochen, das Katalanische und das Valencianische als zwei verschiedene Sprachen anzusehen, wie ein Teil des konservativen *Partido Popular* in Spanien behauptet und politisch zu nutzen versucht.

Die Spanische Akademie gehört zu den von Herrschern gegründeten Akademien: sie verfügt über Mittel, ihre Mitglieder genießen Privilegien, sie kann bis zu einem gewissen Grade Linien der Forschung bestimmen oder umgekehrt einengen. Insofern bildet sie ein Element jener inoffiziellen Herrschaftsinstrumente, welche überall in unseren unvollkommenen Demokratien einen überproportionalen Einfluss haben.

5. Das *Institut d'Estudis Catalans (IEC)*

Einen anderen Typ Akademie verkörpert das 1907 gegründete *Institut d'Estudis Catalans*. Es entsteht in der Folge des 1906 in Barcelona abgehaltenen *Primer Congrés de la Llengua Catalana*, vor allem durch die Initiative von Enric Prat de la Riba (1870-1917), des Führers der damals größten katalanischen Partei, der *Lliga Regionalista*. Das *Institut* wird als eine Akademie der Wissenschaften konzipiert, die alle Wissensbereiche erfassen soll. Seit 1911 verfügt es über eine eigene sprachwissenschaftliche und –normative Abteilung (die heute als *Secció Filològica* bezeichnet wird). Das *Institut* entsteht aus der Mitte der katalanischen Gesellschaft heraus, man kann es, mindestens bei seiner Gründung, als eine *Gegeninstitution* bezeichnen (vgl. Kremnitz ²1994: 94-95), lange Zeit finanziert es sich (fast) nur aus privaten Zuwendungen, nur in Zeiten der Autonomiestatute genießt es auch öffentliche Unterstützung. Das geht so weit, dass bei der Eroberung Barcelonas im Spanischen Bürgerkrieg (Ende Januar 1939) Teile seiner Sammlungen zerstört werden und es lange Zeit praktisch seine Funktionen

nicht erfüllen kann (vgl. etwa die entsprechenden Abschnitte bei Carbonell 2017).

Eine der Aufgaben, die der sprachwissenschaftlichen Sektion gestellt werden, ist die Schaffung einer Referenzform der Sprache. Obwohl die *Renaixença* sich damals schon über ein halbes Jahrhundert entfaltete, war es ihren Anhängern noch nicht gelungen, sich auf das Modell *einer* Referenzsprache zu einigen. Das geschieht nun relativ rasch unter der Leitung von Pompeu Fabra i Poch (1868-1948), der seit langem mit der Erarbeitung eines solchen Modells beschäftigt ist. Bereits 1913 kann das *Institut* unter seiner Federführung die *Normes Ortogràfiques* veröffentlichen, denen bis 1932 die weiteren grundlegenden Referenzwerke folgen. Dabei muss Fabra dem konservativen Flügel der katalanischen Bewegung nur relativ wenige Konzessionen machen (so wird etwa gegen seine Absicht das etymologische ‚h‘ in den meisten Fällen beibehalten). Das *IEC* stellt sich ganz hinter dieses Referenzmodell, das sich in Katalonien rasch durchsetzen kann, und auch in den übrigen *Països Catalans* bald auf Akzeptanz stößt. Der Ausbruch des Spanischen Bürgerkrieges im Sommer 1936 verhindert zunächst eine weitere Verbreitung. Nach 1939 ist das Katalanische für eine Reihe von Jahren ganz aus dem öffentlichen Gebrauch verbannt, erst nach dem Ende der Diktatur kann das *IEC* allmählich seine sprachpolitischen Aufgaben wieder übernehmen und eine erneuerte Referenzgrammatik vorlegen.

Im Unterschied zu den Mitgliedern anderer Akademien haben die des *Institut* noch heute kaum materielle Vorteile: sie arbeiten ehrenamtlich, allenfalls gewisse anfallende Kosten werden ersetzt, die sichtbare Auszeichnung begrenzt sich auf eine Anstecknadel. Natürlich verfügt das *IEC* heute über ein laufendes Budget und einen (bescheidenen) Verwaltungs- und Angestelltenapparat, mit anderen Worten: die wissenschaftlichen Funktionen werden gesichert, weniger (vor allem im Vergleich zu anderen Akademien) das Ego der Mitglieder. Vielleicht lässt sich dadurch *auch* der relativ hohe Anteil an weiblichen Mitgliedern erklären. Natürlich ist das *IEC* verletzlicher als andere Akademien. Während der Franco-Zeit konnte es nur aufgrund des persönlichen Einsatzes einiger Mitglieder (vor allem des langjährigen Generalsekretärs Ramon Aramon i Serra, 1907-2000) notdürftig die Kontinuität wahren, und auch heute können politische Unruhen rasch zu wissenschaftlichen Einschränkungen führen. Das *IEC* zählt Mitglieder aus allen katalanischsprachigen Gebieten in seinen Reihen, also auch solche aus València und den Balearen, aber auch solche aus Andorra und dem französischen Nordkatalonien und allen anderen Gebieten, in denen Katalanisch gesprochen wird. Ihre Mitgliedschaft ist somit überstaatlich.

Sozusagen zwischen den von der staatlichen Macht eingesetzten und den durch Initiative von Privaten entstandenen Akademien steht *Euskaltzaindia*, die baskische Akademie. Sie wird 1918 gegründet, 1919 verleiht ihr der spanische König, Alfonso XIII., seine Anerkennung, daher ist ihre offizielle Bezeichnung auf Kastilisch *Real Academia de la Lengua Vasca*. Es handelt sich dabei teilweise um einen Schachzug der Zentralregierung, um einer Initiative der vier baskischen Provinzen, die ein Jahr zuvor erfolgt war, mögliche Zähne zu ziehen (das Beispiel der Gründung des *IEC* soll sich nicht wiederholen). Das führt zu internen Diskussionen. Schließlich setzt sich *Euskaltzaindia* durch, nicht zuletzt aufgrund der Persönlichkeit des ersten Präsidenten Resurrección María de Azkue (1864-1951). Allerdings, und insofern steht die Akademie zwischen den Lagern, wird ihre Arbeit unter der Franco-Diktatur für lange Zeit fast lahmgelegt (und das paradoxerweise, obwohl ein erheblicher Teil der Akademie-Mitglieder damals katholische Geistliche sind). Daher kann sie eine ihrer Hauptaufgaben, die Erarbeitung einer Referenzsprache, erst spät in Angriff nehmen. Diese Aufgabe ist für das Baskische unvergleichlich schwieriger als für das Katalanische, da die einzelnen Varietäten der Sprache sich stark voneinander unterscheiden. Erst bei der Tagung von Arantzazu 1968, als das Ende des Franco-Regimes schon absehbar ist, erfolgt der Startschuss zu dieser Initiative, nachdem etliche frühere Anläufe gescheitert waren. Die Arbeit am *Batua*, der Referenzsprache, steht unter der Leitung des Sprachwissenschaftlers Koldo Mitxelena (1915-1987). Sie ist heute weitgehend abgeschlossen. Auch die Mitglieder der baskischen Akademie rekrutieren sich aus dem gesamten Sprachgebiet, sowohl aus dem französischen als auch aus dem spanischen Baskenland.

Tendenziell steigt auch heute noch die Zahl der Akademien. Nicht immer spielen in erster Linie wissenschaftliche Argumente eine Rolle. Daher unterscheiden sie sich im Einzelnen in ihrem Ansehen wie in ihrer Effizienz. Diese Vielfalt hat zur Gründung von übergreifenden Organisationen geführt: 1901 wird die *Internationale Assoziation der Akademien der Wissenschaft* gegründet. Nach dem ersten Weltkrieg vereint seit 1919 die *Union Académique Internationale* eine große Zahl von Akademien, die vor allem sprachlich und philologisch ausgerichtet sind; sie ist ursprünglich gegründet worden, um die deutschen Akademien aus der internationalen Organisation auszuschließen, aber diese Politik lässt sich nicht lange aufrechterhalten. Seither hat die Zahl der internationalen Vereinigungen noch zugenommen.

6. Versuch eines Resümees

Akademien dienen ursprünglich zum (philosophischen) Austausch, hinzu kommt schon bald die Sammlung von Wissen und Erkenntnissen. Zunächst, in einem noch wenig differenzierten wissenschaftlichen Leben, befassen sie sich mit allen Disziplinen, erst allmählich gliedern sie sich auf, entweder in Sektionen, die sich verschiedenen Feldern widmen, oder es entstehen voneinander unabhängige Akademien für bestimmte Bereiche bzw. Problemfelder. Allen gemein ist, dass sie (außer in Ausnahmefällen) nicht als Unterrichtsorte gedacht sind, sondern als Orte des Austausches unter Gleichen.

Während die Gründungen der Renaissance zunächst noch fachübergreifend wirken, kommt es rasch zu Differenzierungen. Hierbei spielen die seit dem 16. Jahrhundert entstehenden Sprachakademien eine besondere Rolle. Das erklärt sich weitgehend daraus, dass seit dieser Zeit eine Reihe von gesprochenen Sprachen für die Kommunikationsformen, die bis dahin in Westeuropa fast ausschließlich dem Latein vorbehalten waren – seine Rolle ist bis dahin die der Wissenschafts-, Rechts- und theologischen Sprache – ausgebaut werden müssen, und das so rasch wie möglich. Es handelt sich dabei vor allem um die Sprachen, die an den nun führenden Höfen verwendet werden. Zwar haben solche Ansätze schon früher bestanden – es genügt, auf den bereits im 12. Jahrhundert begonnenen Ausbau des Okzitanischen hinzuweisen, der mit dem Ende der „Kreuzzüge“ gegen die Albigenser im späten 13. Jahrhundert wieder einschläft – nun wird ihre Umsetzung jedoch dringend (vgl. Kremnitz 2016: 86-96). Allerdings steht den neuen Akademie-Mitgliedern noch kaum strategisches Wissen zur Verfügung: in einigen Fällen klappt die Arbeit besser, in anderen, wie dem der französischen Akademie, wo andere Überlegungen eine gewichtige Rolle bei der Gründung spielen, verläuft sie langsam und weniger überzeugend.

Seit dieser Zeit weiten manche Akademien ihre Tätigkeitsfelder aus: sie sollen nun Ansätze für eine Wissenschaft- und Forschungspolitik liefern, die – wir sind bereits in der Zeit der Aufklärung – immer auch praktische Ziele berücksichtigt. Zur Dokumentation kommt also die Strategie wissenschaftlicher Prioritäten. Das bedeutet jedoch immer auch, dass bestimmte Probleme ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken, andere hintangestellt werden.

Nun folgt die Rekrutierung von Akademie-Mitgliedern im Allgemeinen dem Prinzip, dass erfahrene, ältere Männer berufen werden – Frauen kommen erst im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts hinzu (wenn es sich nicht um die Berufung von Günstlingen handelt – diese können jung sein und sind gewöhnlich wissenschaftlich wenig relevant). Vielfach erfolgt die Ernennung erst lange,

nachdem sie ihre wissenschaftlich relevanten Leistungen erbracht haben. Auf der einen Seite haben diese älteren Personen viel Erfahrung, kennen die Aufeinanderfolge von wissenschaftlichen Prozessen, im besten Falle haben sie genügend Großmut, um auch andere als ihre eigenen Prioritäten in ihrer Bedeutung zu erkennen. Doch in vielen Fällen wird dieses Ideal nicht erreicht, bzw. nur von einzelnen, nicht von der Mehrheit. Das kann bedeuten, dass wichtige weiterführende Erkenntnisse nicht in genügendem Maße Aufmerksamkeit finden. Wenn die Dinge noch schlechter laufen, können persönliche Interessen oder Animositäten am Grunde wissenschaftsstrategischer Entscheidungen stehen. Mit anderen Worten: die Akademien laufen Gefahr, denselben Prozessen der Erstarrung zu unterliegen, unter denen zuvor die Universitäten litten; die Akademien sollten da ja einst Abhilfe schaffen.

Wer eine wissenschaftliche Strategie unterstützt, stellt sich damit meist *gegen* eine andere. Nun halten Menschen – und auch Wissenschaftler – ihr eigenes Tun gewöhnlich für sinnvoll, sinnvoller allemal als das der Konkurrenten. Damit können sie den Weg für vielversprechende Entwicklungen blockieren. Aufgrund des hohen Ansehens, das Akademie-Mitglieder, wenigstens der wichtigeren Akademien, genießen, sind Kontrollmechanismen allgemein nur schwach ausgebaut. Kooptationen von neuen Mitgliedern erfolgen oft nach Kriterien wie der Übereinstimmung in bestimmten wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Positionen, weniger nach solchen der Kreativität und Originalität. Eine wichtige Rolle kann die Auswahl von Gutachtern für wissenschaftliche Projekte spielen: oft ist die Berufung des *richtigen* Gutachters für die Zukunft eines Projekts ausschlaggebend. Insofern können Akademien, ohne es zu wollen, auch bremsende Wirkungen auf den wissenschaftlichen Fortschritt ausüben. Manche Akademien, wie die österreichische Akademie der Wissenschaften, haben deshalb vor wenigen Jahren eine *Junge Kurie* eingerichtet, die Nachwuchsforschern Möglichkeiten zur Wirkung geben sollen. Ob das Problem damit für eine gewisse Zeit gelöst ist, lässt sich (noch) nicht sagen.

So wichtig Akademien auf der einen Seite für die wissenschaftliche Forschung sind, so gefährdet ist ihre Position oft, wenn sie nicht einer gewissen Kontrolle unterliegen (aber durch wen?). Das gilt für Sprachakademien ebenso wie für Akademien der Wissenschaft. Man wird etwa, aus heutiger Sicht, die Arbeit der *Académie française* einigermaßen skeptisch beurteilen, trotz des Prestiges ihrer Mitglieder; andere Sprachakademien, wie die spanische, haben erfolgreicher gearbeitet. Bisweilen jedoch entscheiden Gesellschaften gegen das Wissen einer Akademie: so erfolgte die letzte Reform der rumänischen Orthographie in den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts *gegen* die ausdrückliche Meinung der großen Mehrheit der Akademie. Sie wurde dadurch für die Nutzer

schwieriger gemacht, soziale Barrieren wurden aufgebaut, eine der (nicht sehr zahlreichen) Errungenschaften der Volksrepublik wurde aus ideologischen Gründen rückgängig gemacht, da die veröffentlichte Meinung eine „kommunistische“ Rechtschreibung nicht wollte.

7. Bibliographie:

- Caput, Jean-Pol, 1986. *L'Académie française*. Paris: PUF.
- Carbonell [i de Ballester] Jordi, 2017. *Elements d'història de la llengua catalana*. Edició a cura d'Antoni Ferrando. València: Universitat de València.
- Frey, Brigitte, 2000. *Die Académie Française und ihre Stellung zu anderen Sprachpflegeinstitutionen*. Bonn: Romanistischer Verlag.
- Kremnitz, Georg, 1994 [1990]. *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit*. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick. Wien: Braumüller.
- Kremnitz, Georg, 2016. *Geschichte der romanischen Sprachwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der Zahl der romanischen Sprachen*. Wien: Praesens.
- Seguin, Jean-Pierre, 1999. « La langue française aux XVII^e et XVIII^e siècles », in: Chaurand, Jacques, (dir.). *Nouvelle histoire de la langue française*. Paris: Seuil, 227-344.
- Siouffi, Gilles, 2007. « De la Renaissance à la Révolution », in: Rey, Alain/Duval, Frédéric/Siouffi, Gilles. *Mille ans de langue française*. Histoire d'une passion. Paris: Perrin, 457-957.
- Urquiza Sarasua, Patricio, (dir.), 2000. *Historia de la literatura vasca*. Madrid: Universidad Nacional de Educación a Distancia.
- Viennot, Éliane, (dir.), 2015 [2016]. *L'Académie contre la langue française*. Le dossier « féminisation ». Donnemarie-Dontilly: Editions iXe.
- Villasante [Kortabitarte], Luís, 1970. *Hacia la lengua literaria común*. Oñate: Editorial Franciscana Aranzazu.

Oberwaltersdorf, 1. März 2019

El hispanismo en los orígenes de la Academia Chilena de la Lengua: Vicente Pérez Rosales frente a Zorobabel Rodríguez (1885)

Darío ROJAS, Santiago de Chile

1. Introducción¹

En 1885, año en que se funda la Academia Chilena, el sentimiento anti-español que había arreciado en la parte temprana de las independencias en América, lejos de haber quedado en el pasado, todavía estaba presente en algunos sectores de las élites chilenas. Por ello, el rol central del proyecto político-cultural del hispanismo en la creación de esta corporación no quedó libre de cuestionamientos. En el presente trabajo nos proponemos, en primer lugar, reactivar la circulación de un documento que consideramos clave para entender la reacción que provocó en Chile la naturaleza hispanista del proyecto de la Real Academia Española (en adelante, RAE) de fundar academias correspondientes en América, y que es poco conocido hasta el punto de haber sido ignorado por la historiografía sobre la Academia Chilena (Amunátegui Reyes 1943, Araneda 1976, Valdés 2015).

Este documento corresponde a la publicación, por parte de Zorobabel Rodríguez, secretario y vocero de la institución, de una carta que le enviara Vicente Pérez Rosales solo 2 días después de haberse celebrado la primera junta preparatoria de la Academia Chilena el 5 de junio de 1885, en la que cuestiona la condición de “correspondiente de la Academia Española” que ostenta la corporación desde su inicio (y como consta en el acta fundacional; cf. Rojas et al. 2018: 14). La carta se publicó en el periódico *El Independiente* de Santiago de Chile en su edición del 14 de junio acompañada de una respuesta por parte de Rodríguez, en la que rebate los cuestionamientos de Pérez Rosales. La discusión se enfoca en el nombre que debería llevar la institución, sobre todo en si debiera

¹ Agradezco a Iván Jaksic y a Pablo Concha Ferreccio por las oportunas orientaciones bibliográficas que me suministraron con gran agudeza y generosidad, relativas al hispanismo en Chile y a la figura de Vicente Pérez Rosales, respectivamente. Asimismo, agradezco a Natalia Villarroel, investigadora asistente del proyecto FONDECYT 1150127, por su colaboración en la localización de los textos de Pérez Rosales y Rodríguez en la Biblioteca Nacional de Chile, así como por su transcripción desde la microficha.

llamarse “Academia Chilena correspondiente de la Española”, como finalmente se determinó oficialmente en la segunda reunión de los académicos chilenos, celebrada el 3 de julio de ese mismo año (Rojas et al. 2018: 23); sin embargo, fácilmente puede leerse entre líneas que el problema político de fondo es la independencia cultural de América y de Chile en un contexto poscolonial.

Por haber asumido Rodríguez el control de la enunciación, desde su puesto como redactor del periódico *El Independiente* (en cuyas imprentas también vio la luz el *Diccionario de chilenismos* de Rodríguez en 1875), queda claro que la publicación del documento respondió a una estrategia de “control de daños” de la imagen pública de la Academia Chilena, y por tanto forma parte de las primeras intervenciones que esta institución realizó en el espacio público del lenguaje en Chile. La razón por la que consideramos pertinente volver a poner en circulación este documento no es solo esta, sino también la relevancia que cobra el problema político de fondo suscitado por la cuestión de la subordinación de la Academia Chilena a la RAE tanto en su propio contexto como en el contexto actual en que, desde el ámbito académico (por cierto, aquel más inclinado al activismo político), han surgido bien fundamentados cuestionamientos críticos del régimen de normatividad lingüística y sociopolítica del panhispanismo, vinculado al neocolonialismo y al nacionalismo español (cf. Del Valle 2007 y Moreno Cabrera 2015, entre muchos otros).

En segundo lugar, y antes de presentar la transcripción de este documento, nos proponemos contextualizarlo caracterizando desde un enfoque glotopolítico (Del Valle 2017) la influencia del hispanismo en la época de orígenes de la Academia Chilena, que entendemos como extensiva tanto a su primer momento de actividad (1885-1887) como a su momento de reinstalación en 1914. Antes de ello, será necesario referirnos a la presencia del hispanismo en general en el proyecto de academias correspondientes americanas impulsado por la RAE. Estas operaciones de contextualización servirán para ofrecer una orientación de lectura crítica de este documento, guiada por supuesto por nuestra propia agenda de investigación, que pretende contribuir a desmontar las ideologías lingüísticas hegemónicas en Chile y las relaciones de desigualdad y dominación que estas refuerzan. La Academia Chilena, precisamente, ha sido una de las instituciones centrales en el proceso de legitimación de las ideologías lingüísticas hegemónicas en este país.

2. El hispanismo y las academias americanas correspondientes de la RAE

El hispanismo (Pike 1971, Moraña 2005) es un proyecto político-cultural neocolonial en que la lengua española ocupa un lugar central, de modo que no es para nada llamativo que se manifieste con especial fuerza en las instituciones que tienen como propósito la regimentación de las prácticas lingüísticas. Las academias americanas correspondientes de la Real Academia Española, precisamente, surgen en el marco de las iniciativas hispanistas del último tercio del siglo XIX.

Según la interpretación que proponen Cortez/Gómez (2015: 9) basándose en la teoría de la hegemonía de Laclau y Mouffe, el hispanismo puede entenderse como una respuesta discursiva, desarrollada durante el “largo” siglo XIX, a la crisis que significó de diversos modos la dislocación del Imperio español, y que pretendió construir una hegemonía cultural basada en el lugar preeminente de España en una comunidad imaginada, unitaria y supranacional, conformada por España y sus ex colonias. La función de pilar de esta comunidad se le encomendaba a la lengua compartida y las prácticas culturales asociadas a ella (literatura, religión, etc.); más específicamente, el fundamento de esta unidad se materializa en la variedad estándar moldeada por los modelos literarios castellanos y encarnada en los códigos de la RAE. Siguiendo el principio romántico de que la lengua es uno de los componentes fundamentales de la nación (en este caso, una comunidad supranacional), se creía necesario asegurar la unidad del mundo hispánico mediante un control estricto sobre las prácticas lingüísticas a través de dispositivos normativos de distinto tipo y alcance (Del Valle/Gabriel-Stheeman 2004: 23-27).

Este discurso de hegemonía cultural no solo fue enarbolado por España como un proyecto neocolonial de recuperación de privilegios frente a un panorama político-económico que le era adverso, sino que también fue abrazado y apropiado por sectores de las élites americanas que intentaban dotar de legitimidad histórica a sus propios proyectos de construcción de Estado-nación. Es así como “la continuidad cultural entre España y sus excolonias fue usada por los intelectuales americanos de la época como un campo de poder simbólico accesible y establecido ya desde el periodo virreinal” (Cortez/Gómez 2015: 10). El privilegio del vínculo con España de alguna manera naturalizaba la posición de poder que ocupaban los criollos que llevaron adelante las independencias y su superioridad respecto de los grupos subalternos subyugados y explotados, la mayoría de raigambre indígena.

Una de las manifestaciones que tuvo el hispanismo en la segunda mitad del siglo XIX fue el proyecto de creación de academias americanas correspondientes de la Española. En esta iniciativa, como argumenta Süselbeck (2014), puede verse claramente la complicidad entre los agentes culturales del neocolonialismo español y las élites criollas americanas, sin las cuales dicha iniciativa no podría haberse llevado a cabo. Si en la primera mitad del siglo XIX la actitud hispanista se encontró con importantes resistencias de parte de un sector no menor de las élites americanas entre las cuales predominó un sentimiento antiespañol (piénsese por ejemplo en la generación del 38 argentina que reclamaba la emancipación de la lengua americana; cf. Alfón 2013: 14-18), en la segunda parte del siglo hubo una actitud mucho más favorable a la recepción y preservación del legado hispánico, de acuerdo con Rama “incluso más fuerte que en España” (Süselbeck 2014: 280), por lo cual “se acepta además ampliamente la RAE como autoridad lingüística” (Süselbeck 2014: 281). Hay al menos tres factores que explican la acogida positiva del hispanismo lingüístico entre los americanos:

La constitución de las Academias Correspondientes fue posible porque iba conforme con tres principios fundamentales de la construcción de las jóvenes naciones americanas: la idea de la unión espiritual con España, el deseo de crear una identidad nacional específica construida sobre la base simbólica de un idioma común y la reivindicación de la posición privilegiada de la élite intelectual criolla. (Süselbeck 2014: 281)

En cuanto al último de estos factores, por un lado las élites al apoyar el imaginario normativo de la RAE reafirman su posición dominante sobre los grupos subalternos al naturalizar como lengua legítima unas formas de hablar que les son patrimonio y que coinciden en buena parte con las normas académicas, por oposición al habla “corrupta” del vulgo que se distancia de esas normas. Al mismo tiempo, obtienen beneficios de capital simbólico por el estatus que ganan al tener la posibilidad de ganar reconocimiento en el campo cultural español y europeo, y al mismo tiempo beneficios materiales por la ampliación de la circulación de sus obras.

En este marco, a partir de una sugerencia de un grupo de intelectuales colombianos, el pleno de la RAE aprobó en 1870 un documento redactado por una comisión ad hoc que estipulaba las bases para fundar academias correspondientes de la corporación española en América. En este se mencionan distintos mecanismos para hacer valer la preeminencia de la corporación española: así, la RAE “podrá autorizar” la creación de academias americanas, las que serán

formadas exclusivamente por miembros correspondientes y que “se regirán en lo posible por los Estatutos y Reglamentos mismo de la Española”, y que, en caso de querer modificar estos cuerpos normativos, “habrá de consultarlo con la Española y atenerse a lo que esta resuelva” (acta de sesión de la RAE, 24 de noviembre de 1870). En un documento de “cita inexcusable” (Da Rosa 2014: 147) publicado en las *Memorias* de la corporación española unos pocos años más tarde, el académico Fermín de la Puente Apezechea explicaba los fines que perseguía de la RAE con este proyecto: “reanudar los violentamente rotos vínculos de la fraternidad entre americanos y españoles; restablecer la mancomunidad de gloria y de intereses literarios [...]; y por fin, oponer un dique [...] al espíritu invasor de la raza anglo-sajona en el mundo por Colón descubierto” (cit. en Da Rosa 2014: 147).

El proyecto de academias correspondientes se puso en marcha con premura, pues, según sostiene Da Rosa (2014: 154-157), este formaba parte orgánica del proceso Restauración de la monarquía borbónica que en 1874 puso fin a la Primera República. Su condición de asunto de Estado explica las nuevas incitaciones que en 1873 haría la RAE para apresurar la fundación de academias americanas. En el fondo, el propósito de conseguir proyección internacional para la monarquía restaurada, ya que esta no contaba con respaldo oficial, podía lograrse mejor mediante “la creación de sucursales que representan a entidades españolas sin el peso del relacionamiento protocolar obligatorio” (Da Rosa 2014: 161). El nombramiento de conservadores, católicos militantes y simpatizantes de la monarquía como cabezas de playa de las academias americanas correspondientes “buscaba la mejor forma de contar *a priori* con una adhesión sin cortapisas a una propuesta que se refería al tema, tabuizado en América, de la monarquía viva” (Da Rosa 2014: 161).

A pesar de toda esta premura, la fundación de academias en América se fue dando de forma bastante lenta, primero en Colombia (1871) y luego en Ecuador (1874), México (1875), El Salvador (1876), Venezuela (1883), Chile (1885), Perú (1887) y Guatemala (1887). En general, estas academias “una vez fundadas casi no trabajan y pronto dejan de existir prácticamente” (Süselbeck 2014: 274), debido a lo cual requirieron de “reinstalaciones” a partir de la segunda década del siglo XX, en Chile (1914), Perú (1918), Ecuador (1923), Guatemala (1930), Venezuela (1930) y Colombia (1932).

3. El hispanismo en la etapa fundacional de la Academia Chilena (1885-1914)

La Academia Chilena, como en el caso de otras academias correspondientes americanas, se pudo establecer en Chile con éxito debido a la complicidad de un sector hegemónico de la comunidad intelectual local, cuya ideología lingüística se inspiraba en las ideas hispanistas instaladas por Andrés Bello y sus epígonos desde la década de 1840, que ya por el último cuarto del siglo se habían naturalizado como sentido común gracias a la acción de múltiples intervenciones glotopolíticas (Rojas 2016, 2017).

Si la acción de los académicos colombianos fue determinante para la puesta en marcha del proyecto español de recolonización lingüística, también lo fue en el caso de la fundación de la Academia Chilena. En enero de 1885 el diplomático colombiano José María Samper (quien sería nombrado en octubre de ese año correspondiente en Colombia como premio por sus esfuerzos diplomáticos) dirigió una circular a un grupo de correspondientes chilenos instándolos a fundar en Chile una academia correspondiente de la RAE. Iba primero dirigida a su amigo Miguel Luis Amunátegui Aldunate, y añadía copia para Domingo Santa María, Diego Barros Arana, Crescente Errázuriz, José Victorino Lastarria, Zorobabel Rodríguez y Benjamín Vicuña Mackenna.

En esta circular, de la cual se envió también una copia a la RAE (según consta en el acta de la sesión del 19 de febrero de 1885) y que reproduce Amunátegui Reyes (1943), Samper repasa los principales beneficios que traería el establecimiento de correspondientes americanas, activando una serie de tópicos provenientes del imaginario del hispanismo:

[...] unir y estrechar en los dos mundos a la gran raza hispano-americana; mantener la unidad, grandeza y pureza de su lengua, sin perjuicio de su legítimo y necesario enriquecimiento, exigidos por los progresos de la civilización y los vuelos del ingenio; contribuir eficazmente al ennoblecimiento simultáneo de las letras españolas y americanas, vinculadas a una gloria común; levantar, mediante una constante labor académica, todos los espíritus hispano-americanos a la altura de los deberes impuestos por la posesión de un idioma fecundo como glorioso, y conjurar los males que de la anarquía gramatical y literaria se desprenden para el mantenimiento de fraternales relaciones entre los muchos pueblos que hablan la lengua de Cervantes.

La sugerencia de Samper no tardó en dar frutos: la primera junta preparatoria de la Academia Chilena tuvo lugar el 5 de junio de 1885, y el 12 de noviembre de ese mismo año la RAE concedió su autorización para la instalación oficial de la corporación chilena (Araneda 1976: 12-14).

La importancia de la instalación de la Academia trascendía el campo de la cultura y las artes, pues se trataba de un acontecimiento de relevancia para la diplomacia hispano-chilena y el proyecto neocolonial hispanista. Cabe recordar que, dos décadas tras la reconciliación diplomática que había significado el reconocimiento español de la independencia de Chile en 1844², la animosidad contra España había rebrotado en el país después de que una escuadra española capturara las islas Chíncha en el sur peruano en 1864, lo cual fue interpretado en varios países del Cono Sur como un intento de reconquista. Aliado con países vecinos, Chile declaró oficialmente la guerra a España en 1865. El enfrentamiento fue breve, pero en términos diplomáticos el conflicto no concluyó sino hasta la firma de un tratado de paz entre ambas naciones en 1883, tan solo dos años antes de la fundación de la Academia Chilena (Collier/Sater 2004: 117-118).

En vista de la relevancia geopolítica de asentar el proyecto de academias específicamente en Chile, el propio aparato estatal español intervino con el fin de conducir la empresa por donde se esperaba que discurriera. El Ministro Residente de S. M. en Chile, en el despacho n.º 92 (conservado en el Archivo de la RAE) del 7 de junio de 1885, dirigido a Rafael Ferraz (entonces Subsecretario

² Es digno de tenerse en cuenta, en relación con el sentimiento antiespañol, que ese mismo año de 1844 hubo dos importantes intervenciones discursivas que contribuyeron a poner sobre el tapete la posiblemente conflictiva relación de Chile con España. El romántico Francisco Bilbao, primero, publicó en junio en el periódico *El Crepúsculo* el texto “Sociabilidad chilena”, en el que presentaba (con escandalosas consecuencias) una crítica radical a la sociedad nacional, sobre todo a la influencia de la Iglesia católica, que era precisamente uno de los legados de la condición colonial. Luego, en septiembre de ese mismo año, el joven José Victorino Lastarria, futuro primer director de la Academia Chilena, remeció el campo intelectual chileno con su ensayo “Investigaciones sobre la influencia social de la conquista y del sistema colonial de los españoles en Chile”, uno de cuyos fines era “demostrar que aunque Chile se había emancipado de España en 1810, el país estaba todavía sumido en una mentalidad colonial, presente en las instituciones culturales y políticas, que obstaculizaban el desarrollo democrático” (Jaksic 2013: 152). Estos cuestionamientos antiespañoles habían tenido adeptos desde los comienzos de las independencias americanas, sobre todo en México (Landavazo 2005), y formaron parte importante de las ideas americanistas influyentes tanto en Chile (Bottinelli 2018) como en el resto de la América influida por Bolívar (Saralegui 2017).

del Ministerio de Ultramar) y reenviado por este al director de la RAE en septiembre, informó detalladamente acerca de lo acontecido en la junta de instalación de la Academia Chilena, así como lo hizo posteriormente en otros despachos que permitieron a la corporación española conocer en detalle el desarrollo de los acontecimientos (106 del 7 de julio, 108 del 8 de julio, entre otros).

En el despacho n.º 92 (del que citamos un segmento extenso a continuación por ser casi desconocido y permanecer inédito), el diplomático español, junto con revelar precisamente la importancia geopolítica de la junta preparatoria de la Academia Chilena, destaca la urgencia de asegurar un alineamiento ideológico al hispanismo de parte de los futuros académicos chilenos a través del principal mecanismo de control que tenía la RAE sobre su correspondiente, esto es, el poder de nombrar nuevos correspondientes suyos. Asimismo, pone sobre aviso a los académicos españoles de la resistencia a la que se enfrentaba la naturaleza hispanista del proyecto de academias correspondientes:

V. E. se felicitará sin duda de este suceso [la junta preparatoria del 5 de junio], que puede contribuir a estrechar la amistad de esta República [Chile] con España, suceso tanto más importante cuanto que, como V. E. lo sabe, por despachos que en diferentes ocasiones he tenido la honra de dirigirle, se notan aquí tendencias menos expansivas que en otras Repúblicas. El orgullo y el amor nacional domina en los chilenos y hay quienes piensan que la nueva Academia no debería ser correspondiente de la Española, sino una institución pura y exclusivamente nacional e independiente.

V. E. recordará los Despachos en que he dado cuenta de las discusiones que hace algunos meses ocuparon a la prensa y a los miembros del Consejo de Instrucción Pública, las memorias que al efecto se escribieron para tratar de si debía o no aceptarse la ortografía castellana o debían seguir sosteniendo las modificaciones que en Chile se han hecho en el uso de ciertas letras [...] y otras varias modificaciones que poco a poco conducirían con los cambios y la diferencia de la pronunciación a formar un lenguaje que no sería el español.

La nueva Academia correspondiente, mientras conserve este carácter, siga los consejos, acate las instrucciones de la de Madrid y se halle animada de un solo pensamiento, cuál es el de conservar la unidad del idioma en todos los pueblos derivados de la gran nacionalidad española, será de provechosos resultados, tanto con relación a la República de Chile, como a la de otras Repúblicas hermanas, donde acaso imiten ahora decididamente el ejemplo de los Miembros correspondientes de

Santiago y constituyan también sus Academias, como el Perú, Bolivia, la Argentina y el Uruguay.

Mucho podrá hacer la Real Academia Española para la realización de estos objetos, siendo tan grande la influencia que ejerce y el respeto que inspira, pero debo advertir confidencialmente a V. E. y con reserva, por si juzga conveniente, con igual reserva participando a la Real Academia, que entre los mismos individuos que se reunieron el viernes último hay dos, y no los de menos mérito nombrada en las letras chilenas, que en diferentes ocasiones se han mostrado decididos partidarios de las reformas en la ortografía castellana, separándose de las reglas de nuestra Academia. Los artículos que “El Mercurio” de Valparaíso publicó el año pasado sobre esta materia eran debidos a la pluma de uno de dichos Señores y no sería extraño que entre los demás hubiere quien los siguiera en este camino.

En las discusiones que tuvieron lugar en el Consejo de Instrucción sobresalieron como entusiastas por su acatamiento a las reglas de la Real Academia, dos Consejeros Don Adolfo Valderrama y Don Francisco Solano Asta-Buruaga. Ni uno ni otro tiene el título de Miembro correspondiente. El nombramiento de ambos fortalecería a los que decididamente se esforzarán por evitar que la Academia correspondiente salga de la órbita a que deba sujetarse por los Reglamentos que gobiernan a las ya establecidas en otras Repúblicas [...].

Antes de ahora se había tratado de la formación de la Academia pero se oponían obstáculos nacidos del espíritu independiente que se muestra y se quiere hacer prevalecer en el uso del idioma. Muchas veces en mis conversaciones particulares con los Señores correspondientes los había animado a dar este paso. Felizmente el nombramiento reciente de los Sres. Huneeus, Rector de la Universidad y Presidente que fue en la Legislatura pasada de la Cámara de diputados, de Aldunate y Reyes han decidido la cuestión, debiéndose en mucha parte a los esfuerzos del expresado Señor Huneeus, secundado por José Victorino Lastarria. Valderrama y Asta Buruaga darían un gran apoyo a dichos señores.

Tal como sucedió con otras academias americanas, la Academia Chilena funcionó primero por muy periodo muy breve, entre 1885 y 1887. A partir de ese momento, una serie de sucesos políticos que terminaron por desencadenar la Guerra Civil de 1891, junto con el fallecimiento de varios miembros fundadores centrales, entre ellos el primer director José Victorino Lastarria, determinaron un prolongado cese de actividades. Este concluyó en 1914, cuando la

diplomacia lingüística hispano-chilena se activó nuevamente con la visita a América del renombrado filólogo y académico español Ramón Menéndez Pidal.

Según consta en el acta de sesión de la RAE del 25 de junio de 1914, enterada esta de que Menéndez Pidal viajaría por América Latina, “acordó a una voz autorizar a dicho Sr. Menéndez Pidal para fundar nuevas Academias americanas correspondientes de la nuestra o para reorganizar aquellas que, por circunstancias especiales, parecen estar extinguidas”. En el acta de la sesión del 23 de diciembre de ese año, Menéndez Pidal informó del éxito de su visita a Argentina y Chile, aunque “manifestó haber tenido que vencer algunas resistencias y escrúpulos de los académicos antiguos nacidos principalmente de mala inteligencia entre aquellas academias y la nuestra”.

En 1915 se publicó el primer número del *Boletín* de la Academia Chilena³, que cumplía fines como servir de medio de comunicación entre la RAE y su correspondiente chilena o servir de vehículo de construcción de una autorrepresentación destinada a legitimarse en el medio local (Cifuentes 2018). Ese primer número estuvo dedicado casi por completo a reproducir los discursos leídos con motivo de la primera junta pública de la correspondiente chilena. Esta se había celebrado en noviembre de 1914 con la presencia de Menéndez Pidal, el Marqués de González, en condición de “Enviado Extraordinario y Ministro Plenipotenciario del Reino de España”, y Absalón Valencia, ministro de Instrucción Pública del presidente Ramón Barros Luco, todo lo cual ilustra muy bien el carácter de asunto de Estado que revestía dicha reunión. En estos discursos, todos los oradores vinculan los asuntos del idioma con los asuntos de la diplomacia cultural, aludiendo, sin nombrarla a la idea de la hispanidad (por ejemplo, el marqués de González habla de “cimentar los lazos fraternales que unen ya felizmente a españoles y chilenos”), al tiempo que ponen de relieve la centralidad de España y de la Real Academia Española (que el ministro Valencia califica de “el centro de la unidad necesaria del idioma”) en la comunidad de naciones hispanohablantes.

El espíritu hispanista que se percibía como la columna vertebral de la Academia Chilena se deja ver no solo en estos discursos, sino también en otros documentos incluidos en ese primer número del *Boletín*. Primero, el “Prólogo” del secretario Manuel Salas Lavaqui, se detiene en el origen de la corporación chilena y representa (con reminiscencias de la frase del prólogo de la Gramática de Nebrija acerca de que “no queda ya otra cosa que florezcan las artes de la paz”) la fundación de las academias americanas como una consecuencia casi

³ La colección completa del *Boletín* está digitalizada y accesible gratuitamente en línea en www.boletinachl.cl

natural del cese de las hostilidades entre España y algunas repúblicas americanas, que habían ocurrido a mediados de la década de 1860, y específicamente en el caso chileno, del tratado de paz y amistad firmado entre España y Chile en 1883 que “acordó completo olvido de lo pasado y una paz sólida e inviolable, y restableció entre ambos pueblos las relaciones diplomáticas y consulares” (Sallas Lavaqui 1915: 5).

En otra sección del primer Boletín se reproduce el discurso leído por Domingo Amunátegui Solar en el acto de su recepción pública del 18 de julio de 1915. Amunátegui Solar se dedica básicamente a elogiar la tradición chilena de estudios de la lengua castellana lo cual explica aludiendo a una fidelidad natural de Chile respecto de España: dice que “nuestro país no merece ciertamente el reproche de ser hijo desnaturalizado; y el corazón de sus ciudadanos ha liberado en toda circunstancia, triste o festiva, con las glorias y desgracias de la madre patria” (Amunátegui Solar 1915: 35). Destaca también que “la influencia literaria y científica de España entre nosotros ha sido mucho más poderosa después de 1810 que durante el periodo colonial; habiendo sin duda contribuido a aumentarla la creciente facilidad de comunicaciones entre Europa y América, y el indubitable progreso en la ilustración de los chilenos” (ibid.), y concluye afirmando que la Academia chilena, en consecuencia, “se halla obligada a fomentar por todos los medios posibles, dentro de la órbita de sus facultades, la cordialidad hispano-americana” (Amunátegui Solar 1915: 40).

En síntesis, el hispanismo estuvo presente con fuerza en toda la época fundacional de la Academia Chilena, tanto en su truncada primera época de la década de 1880 como en el momento de su reinstalación en 1914, lo cual da cuenta de la centralidad de dicho proyecto cultural en el funcionamiento de esta institución. No es casualidad, entonces, que la primera polémica que enfrentó la Academia Chilena, apenas fundada, tuviera que ver con su condición de correspondiente de la Española, como se puede ver en el documento aquí reproducido.

4. Pérez Rosales y Rodríguez

Los participantes de este “debate” (entrecorramos este término por la condición ficticiamente dialógica que tiene el documento, pues es unilateral en el sentido de que solo Rodríguez responde a Pérez Rosales) fueron ambos destacadas personalidades del ámbito de la cultura en el Chile de la segunda mitad del siglo XIX.

Vicente Pérez Rosales (1807-1886) atestiguó o participó en buena parte de los acontecimientos del primer siglo de vida independiente de Chile, y se ocupó

de variadas facetas de la vida cultural nacional relacionadas con la modernización, la mayoría de ellas desde el ámbito de la política (agente de colonización, cónsul en varios países de Europa). En palabras de Pinedo (2010a), “no fue un intelectual al modo decimonónico tradicional. Tampoco un político, ni un empresario exitoso” (ix-x), sino sobre todo un constructor de Estado-nación. Igualmente elusiva se muestra su figura al rótulo de “escritor”, aunque firmó uno de los clásicos de la literatura chilena: su autobiografía *Recuerdos del pasado* (cf. la edición de Concha Ferreccio recientemente publicada: Pérez Rosales [1886] 2018). En términos políticos, él mismo se presentaba como “un liberal cercano a los conservadores, como Manuel Montt o su ministro Antonio Varas” (Pinedo 2010a: xiii); su cercanía con el conservadurismo se expresa, por ejemplo, en su aprecio por el orden social, mientras que su liberalismo lo hace, entre otras maneras, en su oposición al pasado colonial español y la importancia que atribuye al progreso, el individualismo o el derecho de propiedad (Pinedo 2010a: xviii-xx).

Aunque no hay estudios monográficos sobre su pensamiento acerca de la lengua castellana, este se deja ver fragmentariamente en múltiples entradas de su colección de artículos *Diccionario de El Entrometido* (Pérez Rosales [1875-1881] 2010), entre ellas las tituladas “Academia”, “Diccionario”, “Galicismo”, “Gramática”, “Incorrecciones del lenguaje”, “Neologismo”, “Ortografía y etimología” o “Riqueza de un idioma” (cf. Pinedo 2010b: 26-31, para un resumen de las ideas expresadas en ellas). En la carta a Zorobabel Rodríguez que reproducimos, el propio Pérez Rosales cita *in extenso* un fragmento del artículo “Academia” de su obra, que por entonces todavía estaba inédita: de hecho buena parte del material que tenía preparado para el *Diccionario* fue aprovechada para *Recuerdos del pasado*, y el *Diccionario* mismo quedó inédito hasta que en 1946 “[el historiador Guillermo] Feliú Cruz pudo juntar suficientes textos como para armar esa colección de temas dispersos” (Latorre 2010: 8), en una edición que sería sucedida por la de 2010 editada por Latorre y Pinedo. Sin embargo, y considerando que el propio Feliú caracterizó su edición como incompleta, es de destacar que el artículo “Academia” publicado en las ediciones de 1946 y 2010 no contiene los párrafos que aparecen en el documento que ahora reproducimos. No sabemos si dicha omisión fue una intervención editorial de Feliú Cruz, luego reiterada por Latorre y Pinedo, o si el propio autor suprimió esos párrafos de su manuscrito tras haber sido publicados por Rodríguez en las páginas de *El Independiente*.

En varios de los artículos del *Diccionario de El Entrometido*, Pérez Rosales muestra inclinaciones hacia las posturas lingüístico-ideológicas más liberales de la intelectualidad chilena de la época por ejemplo al oponerse a la etimología

como fuente de normatividad, con lo cual se acerca a las posiciones que rechazaban la autoridad de la RAE en asuntos ortográficos y preferían la ortografía reformada chilena, basada en la pronunciación en lugar de la etimología (Contreras 1993). Igualmente, a una postura contraria al conservadurismo político y lingüístico corresponde su crítica al estudio del latín. Finalmente, cuando se refiere explícitamente, en algunas pocas ocasiones, a la Real Academia Española, se puede apreciar una actitud de reconocimiento de la importancia de su labor pero no exenta de críticas hacia la presteza con que con que la ejecuta, por ejemplo en lo tocante a la lentitud con que reconoce innovaciones en la lengua.

En lo que respecta a Zorobabel Rodríguez (1839-1901), sus ideas e ideología lingüística han sido estudiadas con mayor profundidad que las de Pérez Rosales, pues su principal obra lingüística, el *Diccionario de chilenismos* (1875), fue la influyente iniciadora de la tradición lexicográfica normativista en el país, que jugó un papel central en la difusión del imaginario bellista hegemónico (Avilés/Rojas 2014, Rojas 2015). Rodríguez se destacó como político afiliado al Partido Conservador y como periodista, junto con haber sentado las bases del liberal-catolicismo nacional. En su diccionario, pretendía ofrecer una herramienta didáctica para remediar lo que él percibía como un lamentable estado en el conocimiento y uso de la lengua castellana en Chile. Con este fin, propone reemplazar numeros chilenismos con equivalentes castizos, recurriendo a la autoridad de los clásicos castellanos y del Diccionario de la RAE. En síntesis, pretendía salvaguardar la unidad de la lengua española promoviendo cambios en las conductas dialectales chilenas, intentando acercarlas a la norma castellana.

Por ser una figura fundacional de la lexicografía normativista chilena, funcional a los intereses del hispanismo, Rodríguez participó como uno de los fundadores de la Academia Chilena en 1885. Había recibido el nombramiento como correspondiente de la RAE en 1883. Probablemente por su experiencia en asuntos normativo-lingüísticos, fue elegido por sus pares secretario de la Academia Chilena, cargo que ocupó hasta su muerte. Su puesto de alta responsabilidad en esta institución puede explicarse precisamente por la fuerte impronta hispanista de sus ideas acerca de la lengua castellana.

Referencias citadas

a) Fuentes primarias

- Actas de la Academia Chilena de la Lengua, www.actasachl.cl
- Actas de la Real Academia Española, Archivo de la Real Academia Española.
- Amunátegui Solar, Domingo, 1915. Discurso leído por el Sr. D. Domingo Amunátegui Solar en el acto de su recepción pública el día 18 de julio de 1915”, en: *Boletín de la Academia Chilena*, I(1)/1915, 32-40.
- Pérez Rosales, Vicente. 1885. [Carta a Zorobabel Rodríguez, 07/06/1885], en: *El Independiente*, 14/06/1885.
- Rodríguez, Zorobabel, 1885. “Con motivo de la fundación de una Academia Chilena correspondiente de la Española”, en: *El Independiente*, 14/06/1885.
- Salas Lavaqui, Manuel, 1915. “Prólogo”, en: *Boletín de la Academia Chilena*, I(1)/1915, 3-15.

b) Bibliografía secundaria

- Alfón, Fernando, 2011. “Estudio liminar”, en: Alfón, Fernando, 2011. *La querrela de la lengua en Argentina: antología*. Buenos Aires: Biblioteca Nacional, 11-68.
- Amunátegui Reyes, Miguel Luis, 1943. *La Real Academia Española i sus relaciones con sus hijas de América*. Santiago.
- Araneda, Fidel, 1976. *La Academia Chilena correspondiente de la Real Española e integrante del Instituto de Chile*. Santiago: Editorial Universitaria.
- Avilés, Tania/ Rojas, Darío, 2014. “Argumentación y estandarización lingüística: creencias normativas en el *Diccionario de chilenismos* (1875) de Zorobabel Rodríguez”, en: *Revista Signos. Estudios de Lingüística*, 85/2014, 142-163.
- Bottinelli, Alejandra, 2018. “Un Chile americanista”, en: Subercaseaux, Bernardo (coord.), 2018. *Historia crítica de la literatura chilena. Vol. II. La era republicana: Independencia y formación del Estado nacional*. Santiago: Lom, 271-302.
- Cifuentes, Juan, 2018. “Ideologías lingüísticas en Chile: El Boletín de la Academia Chilena de la Lengua (1915-1931)”, en: *Logos*, 28(2)/2018, 361-376.
- Collier, Simon/ Sater, William, 2004. *A history of Chile, 1808-2002*. 2.ª ed. Cambridge: Cambridge University Press.
- Contreras, Lidia, 1993. *Historia de las ideas ortográficas en Chile*. Santiago: DIBAM.
- Cortez, Enrique/ Gómez, Leila, 2015. “Hispanismo y hegemonía en las Américas. Una introducción”, en: *Revista de Crítica Literaria Latinoamericana*, 82/2015, 9-20.

- Da Rosa, Juan Justino, 2014. “Los nuevos guardianes del buen decir en el siglo XIX. Monarquía de la Restauración y Academias de la Lengua”, en: Coll, Magdalena/ Barité, Mario (eds.), 2014. *Aspectos de lexicografía teórica y práctica: una mirada desde el Río de la Plata*. Montevideo: Universidad de la República, 147-165.
- Del Valle, José (ed.), 2007. *La lengua, ¿patria común? Ideas e ideologías del español*. Frankfurt/Madrid: Vervuert/Iberoamericana.
- Del Valle, José, 2017. “La perspectiva glotopolítica y la normatividad”, en: *Anuario de Glotopolítica*, 1/2017, 17-39.
- Del Valle, José/ Gabriel-Stheeman, Luis, 2004. “Nacionalismo, hispanismo y cultura monoglósica”, en: Del Valle, José/ Gabriel-Stheeman, Luis (eds.), 2004. *La batalla del idioma. La intelectualidad hispánica ante la lengua*. Frankfurt/Madrid: Vervuert/Iberoamericana, 15-33.
- Jaksic, Iván, 2013. “‘Imparcialidad y verdad’: el surgimiento de la historiografía chilena”, en: *Estudios Públicos*, 132/2013, 141-170.
- Landavazo, Marcos A., 2005. “Imaginario encontrados. El antiespañolismo en México en los siglos XIX y XX”, en: *Tzintzun. Revista de Estudios Históricos*, 42/2005, 33-48.
- Moraña, Mabel (ed.), 2005. *Ideologies of Hispanism*. Nashville: Vanderbilt University Press.
- Moreno Cabrera, Juan Carlos, 2015. *Los dominios lingüísticos del español. Guía del imperialismo lingüístico panhispánico*. Madrid: Síntesis.
- Pike, Fredrick B., 1971. *Hispanismo. 1898-1936. Spanish Conservatives and Liberals and their relations with Spanish America*. London: University of Notre Dame Press.
- Pinedo, Javier; 2010a. “Un hombre de este mundo. Vicente Pérez Rosales y el *Ensayo sobre Chile*”. En Vicente Pérez Rosales [1859], *Ensayo sobre Chile*, ix-l. Santiago: CChC/PUC/DIBAM.
- Pinedo, Javier; 2010b. “Diccionario de ‘El Entrometido’. Sueños que parecen verdades y verdades que parecen sueños: Ensayo introductorio”. En Vicente Pérez Rosales [1875-1881], *Diccionario de El Entrometido*, 23-45. Santiago: Lom.
- Pérez, Rosales, Vicente. [1875-1881] 2010. *Diccionario de El Entrometido*. Edición de Guillermo Latorre y Javier Pinedo. Santiago: Lom.
- Pérez, Rosales, Vicente. [1886] 2018. *Recuerdos del pasado, 1814-1860*. Edición, prólogo y notas de Pablo Concha Ferreccio. Santiago: Tajamar.
- Rojas, Darío, 2015. “El *Diccionario de chilenismos* (1875) de Zorobabel Rodríguez: ideologías lingüísticas e intertextualidad”. *Revista de Humanidades*, 32/2015, 82-116.

- Rojas, Darío, 2016. "The Chilean Academy of the Spanish Language: the institutionalization of a discourse community", en: *History and Philosophy of the Language Sciences*, 2016, <https://hiphilangsci.net>
- Rojas, Darío, 2017. "Representaciones del cambio lingüístico en Chile durante el siglo XIX: '¿progreso o decadencia?'", en: *Literatura y Lingüística*, 36/2017, 243-262.
- Rojas, Darío/ Jaksic, Iván/ Avilés, Tania/ González, Carolina, 2018. *Las actas de la Academia Chilena de la Lengua: institucionalidad, lengua y literatura en Chile (1885-1993)*. Santiago, edición no venal, www.actasachl.cl
- Saralegui, Miguel, 2017. "El antiespañolismo de la *Carta de Jamaica*: Entre la legitimidad de la independencia y la justificación del fracaso republicano", en: *Revista de Indias*, 270/2017, 405-429.
- Süselbeck, Kirsten, 2014. "Las Academias Correspondientes de la Lengua en la Hispanoamérica del siglo XIX", en: Carreras, Sandra/ Carrillo Zeiter, Katja (eds.), 2014. *Las ciencias en la formación de las naciones americanas*. Madrid/Frankfurt: Iberoamericana/Vervuert, 271-294.
- Valdés, Adriana, 2015. "La Academia Chilena de la Lengua: 130 años de historia", en: *Anales del Instituto de Chile. Estudios*, 34/2015, 33-51.

“Con motivo de la fundación de una Academia Chilena correspondiente de la Española”

Nuestro respetado i querido amigo don Vicente Perez Rosales ha tenido a bien dirijirnos, en una carta que mas abajo publicamos, algunas observaciones que le ha sujerido la junta i acuerdos celebrados el 5 del que corre por los miembros chilenos correspondientes de la Real Academia Española.

Dos son los puntos que el Señor Perez Rosales dilucida en su atenta carta: 1° el nombre que deberá llevar la Academia que acordaron establecer en Santiago los académicos correspondientes, en la recordada junta preparatoria; i 2° la condicion de independencia o dependencia en que ella habrá de quedar con respecto a la Real Academia Española.

Vamos a expresar sobre ambos puntos nuestra opinion, advirtiendo de paso que ésta no puede ser sino personal, por no haber tomado sobre ellos los académicos chilenos, en la única sesion celebrada hasta ahora, resolucion alguna.

Ante todo conviene se tenga presente que, habiendo citado los que citaron i concurrido los que concurrieron a la junta del 5, en su carácter de miembros correspondientes de la Academia Española i sin otro título que el que este sabio cuerpo había tenido a bien discernirles, mal podían ellos, sin temeridad e ingrátitud manifiestas i, casi diríamos, sin suicidarse, cortar con mano temeraria la rama apénas soterrada i aun no arraigada, por donde el tronco común les enviaba la vital sávia, en el mismo momento en que empesaban sus yemas a hincharse i a transformarse en flores sus botones.

Los chilenos que son miembros correspondientes de la Academia Española de la lengua, al acordar la fundacion de una chilena, no pudieron prescindir del título único que los habilitaba para reunirse, como se reunieron, i para tomar las resoluciones que tomaron. Ese título los ligaba al ilustre cuerpo que se los habia graciosamente conferido, i los colocaba con respecto a él, ya que no en condicion de dependencia absoluta i de sumision pasiva, en la de una igualdad de derechos que no obsta, ni aun entre hermanos, al reconocimiento de la primacía que, por razon natural, corresponde a los mayores en dignidad, ciencia i experiencia.

⁴ Respetamos la ortografía original del documento, que corresponde a la ortografía chilena reformada vigente por entonces (Contreras 1993).

La Academia que acordaron fundar en Chile los miembros correspondientes de la Española, está hasta ahora sin bautismo; pero no debe temer nuestro estimado amigo el señor Perez Rosales, que cuando llegue el caso de bautizarla, lo sea con el nombre de Academia Correspondiente. Nada hai que a ello nos obligue; ni los acuerdos que aquel ilustre cuerpo tomó para que sirviesen de norma a las academias americanas, ni el ejemplo de las que han sido fundadas hasta ahora en algunas repúblicas del continente.

Así, por ejemplo, los académicos correspondientes de Colombia pusieron este título al acta de la sesion que el 10 de mayo de 1874 celebraron con un objeto idéntico al de nuestra reunion del cinco del corriente: ACTA FUNDAMENTAL DE LA ACADEMIA HISPANO-COLOMBIANA; así tambien el señor Caicedo Rojas puso por título al trabajo que publicó en el primer tomo del Anuario de esa corporacion: FUNDACION DE BOGOTÁ I DE LA ACADEMIA COLOMBIANA.

Siguiendo tan autorizados ejemplos, que cuentan por lo ménos con una tácita aprobacion de la Real Academia Española, parécenos que la que acaba de ser establecida en Chile podría llamarse sin inconveniente ni impropiedad *Academia Hispano-Chilena* o, en mas breves términos, como el señor Perez Rosales preferiria, *Academia Chilena*.

Pero por llamarse así i para alcanzar personalidad robusta i gozar en sus tareas de iniciativa propia i de libertad amplia, ¿necesitaria rechazar el calificativo de *Correspondiente de la Española* i cortar los fraternales lazos que la ligan a aquélla?

Para resolver la cuestion que esta pregunta envuelve, conviene tener presente que, tanto en los problemas que atañen al idioma como en los que a la relijion se refieren, debemos prescindir de quisquillosidades lugareñas. Al idioma que hablamos tenemos derecho, derecho que nos impone el deber de velar por su pureza i de trabajar por su perfeccionamiento; pero él no nos pertenece exclusivamente ni podríamos sin pueril vanidad disputar a España la preeminencia que en esa grande obra internacional, de raza i casi universal le aseguran mil títulos indiscutibles.

Las academias americanas, llámense como se llamen, tendrán que ser correspondientes de la Española, porque así lo exige la naturaleza de los trabajos a que han de consagrarse i el logro del fin que se proponen.

Los chilenos somos dueños de formar cuantas academias queramos: nadie nos disputa ese derecho que por su parte la misma Real Academia Española, con una liberalidad que la honra altamente, reconoció de una manera explícita en el artículo 9º de los acuerdos que en 24 de noviembre de 1870 celebró sobre

academias americanas correspondientes, artículo que dice: «Las academias correspondientes podrán, cuando lo tengan por conveniente, renunciar a su asociación con la Española sin más requisito que declararlo así por escrito».

Se ve, pues, que para romper los lazos que en materia de idioma nos ligan a la madre patria no tendríamos que emprender una guerra como la que hicimos para conquistar nuestra independencia política. Ni la Academia Española quiere, ni podría aunque quisiera, imponernos su autoridad. Mas ello no son estos motivos para que la rechacemos por satisfacer las vanas quisquillas de un mal entendido patrimonio. Los pueblos que hablan castellano son, en cuanto al idioma, como los miembros dispersos de una numerosísima familia que tiene en España cuna, hogar i casa solariega. Allá está el centro i de allá ha venido la invitación amistosa para el trabajo de común provecho a que las academias americanas deberán dedicarse. Justo i útil es, por lo tanto, no solo conservar i estrechar los lazos con que éstas están ligadas a aquélla, sino también reconocer la preminencia que de derecho le corresponde i de que se encuentra en legítima i no disputada posesión.

Las academias americanas pueden i aun deben llevar sin desdoro el título de correspondientes de la Española, porque solo así se logrará que los trabajos que, en obsequio de la depuración i perfeccionamiento de la lengua que hablamos, se emprendan, tengan la unidad de plan i de miras que en toda suerte de trabajos es indispensable, i que los elementos con que todos contribuyamos para la grande obra lleguen a una autoridad central capaz de coordinarlos i utilizarlos i bastante prestigiosa para presentarlos a la aceptación de los miembros dispersos i autónomos de la gloriosa familia hispánica.

Tales son, expresadas con la brevedad propia de un artículo de diario, las ideas que abrigamos sobre los dos interesantes puntos acerca de los cuales el señor Pérez Rosales ha tenido a bien pedirnos parecer.

Lisonjeándonos con la esperanza de que éste no ha diferir sustancialmente mucho, a pesar de las apariencias, del suyo propio, i agradeciéndole de todo corazón sus felicitaciones, le dejamos ya gustosos la palabra.

Z. RODRIGUEZ.

Señor don Zorobabel Rodriguez.— Santiago, 7 de junio de 1885.—

Mi estimado amigo:

Tengo el gusto de felicitar a usted por el honroso cargo de secretario de la Academia Correspondiente a la Real Española con el que ha sido usted condecorado por los distinguidos miembros fundadores de una institución literaria de tan incuestionable importancia para todas las naciones que, junto con hablar i pensar en el mismo idioma, procuran también conservar ilesa la unidad de ésta. Aquí debería terminar si el nombre que se ha dado a este cuerpo literario i el honorífico que lleven sus meritorios fundadores, no despertasen en mi ánimo el deseo de averiguar: si la designación de miembros correspondientes de la Real Academia Española impone o nó a los fundadores de la nuestra, la obligación de depender de aquélla en todo lo que se relaciona a *limpiar* el idioma, a *fijarlo* i a *darle esplendor*, palabras que se leen en la portada del tesoro de las voces españolas sobre el emblemático crisol que la engalana.

Si esta obligación existiere, como me atrevo a sospecharlo, permítame usted, amigo querido, decirle que mi grata ilusión desaparecería de mi vieja mente; porque cada nación soberana, como lo es la nuestra, tiene tanto derecho como España a velar sobre la conservación, la pureza i la gradual i filosófica mejora del idioma en que piensa i habla. Nosotros pensamos i hablamos en español, i nadie nos obliga a subordinar el derecho que tenemos sobre este idioma, a la voluntad ajena; así como nadie autoriza a la Real Academia, por lo mismo que es Real, a extender su jurisdicción literaria más allá de los términos hasta donde alcanza la jurisdicción política de los reyes de España.

Chile se encuentra en perfecta posesión de cuantos antecedentes tienen los actuales hijos de la madre patria, para conocer el idioma en que piensa i habla. Si es cierto que la inmensa mayoría de los chilenos ni habla ni escribe como hablaron i escribieron los sabios del siglo de oro de la literatura española, también lo es que la inmensa mayoría de los españoles peninsulares está a mil leguas de semejante perfección; ¿por qué entonces se ha de llamar Academia Correspondiente a la Real Española nuestra reciente institución literaria, i no ha de llamarse Academia Chilena de la lengua española, que es el legítimo nombre que le corresponde?

Cuando entraban bajo el dominio español tantas regiones del antiguo i del nuevo mundo, nada más natural que el idioma español tuviese, para todas ellas, un solo centro a que referirse; pero en el día hasta absurdo es que los actuales hijos de la Península pretendan ser exclusivos dueños de un derecho que solo puede otorgar, para conservar ilesa la unidad del idioma, el unánime

consentimiento de las demas Academias de la Lengua que existen en las demas naciones hermanas en idioma.

Ruego a usted que no trate de revolucionario, ni mucho ménos de recién nacida esta mi idea; primero, por ser hija lejítima del fraccionamiento de una sesion que ántes formaba un solo cuerpo con un solo idioma escolar, i segundo, porque ahora diez años ya podía leerse en la palabra *Academia* de mi juguete miscelánico que con el nombre de *Diccionario del Entremetido*, conservo inédito en mi poder, las siguientes reflexiones:

«La institucion Real Academia Española despierta en mi mente una duda que, aunque para muchos puede ser herejía, no pierde, por esto, el derecho que tiene a exijir tanto de la España, cuanto de las demas naciones que piensan i hablan en español, la mas pronta i decisiva solucion. Mi duda es ésta: ¿Es la rejion peninsular de la culta Europa que lleva el nombre de España, la única dueña i señora en el dia, del idioma español? ¿Deberán someterse las demás naciones, que no tienen mas idioma que el español, a las prescripciones buenas o malas que de ella nos vengán, so pena de pasar por ignorantes sino por bárbaros?»

«Ninguno mas que yo acata, con fruto o sin él, las literarias prescripciones que emanan de la docta corporacion peninsular que lleva el nombre de Academia de la Lengua, porque sé que, hasta ahora, ese sabio cuerpo no solo vela sobre la conservacion i pureza de nuestro rico idioma, sino que hasta se echa a cuestras el trabajo de limpiarlo, de fijarlo i de darle esplendor, como lo expresa el lema del crisol alegórico que ostenta en su portada el Diccionario de la Lengua Castellana por la Academia Española; pero este respeto no me ciega hasta el extremo de hacerme creer, como a muchos acontece, que el idioma español sea propiedad exclusiva de los actuales hijos de la Península i no la propiedad tambien de todas las demas naciones que tienen la dicha de pensar i de hablar en el incomparable idioma de Cervantes: ni mucho ménos que ninguna persona o reunion de personas literarias de fuera puedan, sin pecado, hacer lo que hace la Academia, o mas de lo que ella hace, en obsequio del idioma español. En otro tiempo pudo la Academia Española llevar por lema aquello de:

Tate tate folloncicos
De ninguno sea tocada
Porque esta empresa buen Rei
Para mí estaba guardada.»

«Antes pudo estarlo, pero en el día nó; a ménos que no autorice ese derecho un acuerdo comun. El idioma español a todas i a ninguna de las naciones que le hablan pertenece.

«Los grandes escritores españoles no solo han escrito para enseñar o deleitar a sus compatriotas de nacion, sino tambien para enseñar a deleitar a sus compatriotas de idioma. Pudo la España, cuando sola poseedora de este tesoro, reglamentarlo; proscribir el uso de algunas palabras por anticuadas i autorizar el de otras nuevas; someterse como lo ha hecho en jeneral, a los extravagantes caprichos del uso, sin tirar siquiera a combatirle cuando descaminado; calificar en su Diccionario de vicio al neologismo, o del peor enemigo que pudiera tener el idioma español, como tuvo valor de sentarlo el académico Mora en su discurso de recepcion, sin acordarse de que traer a nuestro idioma voces i jiros que son menester i nos faltan, léjos de censura merece elojios; subordinar la ortografía i su fácil enseñanza a los rigores de la etimología mil veces atropellada por el uso; conservar de formas gráficas distintas aunque tengan idéntico sonido i hasta otras que representan sonidos que no existen, etc. etc.; pero ahora no tiene derecho de imponer a las sociedades literarias de las demas naciones poseedoras del idioma de Cervantes, sus especiales ideas como norma de lejítimo español. A todas i a cada una de estas nuevas naciones les asiste el derecho de velar ya sobre la conservacion i pureza de su idioma, ya el de señalar sus defectos i de proponer a la aceptacion de los hombres educados, los medios de corregirlos, miéntras no exista en el mundo castellano una corporacion científica debidamente autorizada por las demas corporaciones igualmente científicas que tengan en cada Estado de esa patria comun de lengua, el cargo de desempeñar en él la mision que desempeña en el Estado español la Real Academia Española.»

Esto i algunas cosas mas que omito por no extender los límites de esta carta, decia yo diez años há, i como mi modo de solucionar la duda, léjos de modificarse se ha fortalecido, desearia oír, sobre ella, el calificado parecer de un hombre tan entendido como Ud.; que aceptado o rechazado mi modo de pensar sobre este importante asunto, siempre deberá Ud. contar con la sincera amistad de este su aftmo. Amigo i S.

VICENTE PEREZ ROSALES.

Academias de la Lengua Mapuche en Chile: un espacio para la revitalización lingüística

Aldo OLATE VINET, Gerardo CHANDÍA MILLANAO, Jacqueline CANIGUAN CANIGUAN, Diego LIZARRALDE CONTRERAS, Temuco

0. Presentación

La emergencia de las academias de Lengua Indígena en América se constituye como un hito relevante para diversos procesos sociolingüísticos vinculados principalmente con la estandarización de estas y, de forma secundaria, con su vigencia y revitalización. La constitución de dichas instancias puede obedecer dos líneas que no necesariamente son confluyentes. Por un lado, a partir de la noción tradicional de academia, nos encontramos con aquellas que se inspiran en los objetivos tradicionales trazados por la Real Academia Española de la Lengua: regular el uso, la escritura y promoción de la lengua; por otro lado, y secundariamente, producto de tensiones político-lingüísticas, hay casos en los que la formación de las academias responde a procesos de reconocimiento lingüístico y de revitalización.

En el primer caso, encontramos algunas academias fundadas durante la década de 1990: Academia de Lenguas Maya de Guatemala y Academia Mayor de la Lengua Quechua. La primera se propone regular el uso, la escritura y la promoción de las lenguas mayas que tienen representación poblacional, mientras que la segunda vela por la pureza de la lengua quechua, estimula el desarrollo de su literatura y su investigación lingüística. Ambas instituciones tienen en común ser entidades avaladas por el estado, contando con aporte estatal para su funcionamiento. Un caso reciente es la Academia de la Lengua Guaraní, promulgada en el 2010, que presenta propósitos similares a los ya enunciados por sus hermanas¹.

En el segundo caso encontramos academias que son propuestas por activistas indígenas, las cuales tienen como propósito promover el uso de la lengua y crear mecanismos que permitan su conservación. Este tipo de academias se

¹ Sabemos que las fuentes en torno a estos temas no son fáciles de encontrar, la información que aquí hemos recopilado se basa en datos publicados en la plataforma Wikipedia, en las referencias bibliográficas se presentan cada una de estas.

organizan desde la sociedad civil, mayoritariamente indígena, y surgen como respuesta a los procesos de desplazamiento en que se ven envueltas las lenguas.

En un plano general, sea para un caso u otro, el nacimiento de estas unidades se da en el marco de las políticas impulsadas por diversos gobiernos latinoamericanos durante las décadas de 1990 y 2000 que tienen su razón en la “emergencia indígena” y en el intento -de parte de los Estados Nacionales- de reconocer el componente inter y/o multiétnico que conforman las nacionalidades latinoamericanas (Bengoa 2008; Olate y Wittig 2019). Más allá de cuestionar si estos procesos se ajustan a un programa promovido por el neoliberalismo multicultural (Richards 2014), destacamos que es durante estos períodos donde surgen estas instituciones.

Al respecto, la etapa de “emergencia indígena” (Bengoa 2008) se entiende como un momento en que se articula un movimiento político indígena basado en principios normativos y culturales propios que, desde el seno de las comunidades y organizaciones, resistieron la asimilación cultural que el Estado generó previamente en la historia de la colonización. Este componente permite que en la actualidad la sociedad mapuche sea dinámica y ponga en tensión cuestiones vinculadas con la identidad tradicional y moderna, tanto a nivel individual como colectivo. Lo anterior redundará en una sociedad donde emerjan cuestiones de reivindicación identitaria, surgimiento de intelectuales, artistas y comunicadores lo que hace a la sociedad mapuche vigente en la dimensión política e intercultural (Olate y Wittig 2019).

En Chile, el proceso de constitución de la Academia de la Lengua Mapuche es un tema complejo que ha tomado impulso a partir de la politización generada por el del proceso de oficialización de la lengua (Wittig y Olate 2016) y la reivindicación étnica, y antes de eso, por las tensiones político-lingüísticas dadas entre entidades gubernamentales y activistas por la conservación y revitalización de la lengua y cultura mapuche.

Se observa que en los últimos años ha acontecido la emergencia de acciones políticas que tienen como finalidad posicionar la lengua. Dichas acciones han estado a cargo de autoridades políticas, activistas y organizaciones que buscan la oficialización y revitalización del *mapuzugun*, lo que evidencia una mayor sensibilidad sobre el estado de la lengua y el lugar que debiera tener entre las demandas de la sociedad mapuche (Zúñiga y Olate 2017). La creación de la Academia Nacional de la Lengua fuera del marco gubernamental es un elemento más que viene a corroborar lo anteriormente señalado.

En este contexto general, se analiza el proceso de constitución de las academias de la lengua mapuche existentes actualmente en Chile, exponiendo

las características de estas entidades en cuanto a: (a) la prescripción/ conservación del idioma, (b) su conformación u organización interna, (c) su condición de entidades autónomas que reciben apoyos estatales y (d) su condición de espacio de revitalización lingüística.

Este breve estudio se organiza de la siguiente manera, en la sección 1 discutiremos el contexto de surgimiento de las academias. En la sección 2, analizamos la relación entre estandarización y revitalización lingüística en el caso que abordamos. En la sección 3 presentamos algunas acciones realizadas por estas entidades y cómo ellas se transforman en espacios de revitalización. Finalizamos, con algunas reflexiones que emergen en el proceso de construcción de este trabajo.

1. El contexto de surgimiento de las Academias

La propuesta de constitución de una Academia de la Lengua Mapuche al alero de la Corporación Nacional de Desarrollo Indígena CONADI (unidad creada a partir de la ley 19253, en el año 1993) tiene larga data. En lo específico, la idea toma fuerza y se hace pública durante el año 2008². Esta iniciativa se da en el marco del compromiso que asumió la Presidenta Michelle Bachelet respecto del plan “Re-conocer: Pacto Social por la Multiculturalidad”. El gestor de este proceso fue el lingüista mapuche Necul Painemal, encargado del Programa de Lenguas Indígenas de la Corporación Nacional de Desarrollo Indígena. La noticia de la Academia aparece en diversos medios de comunicación entre el 25 y 28 de noviembre de 2008, esta información la sintetizamos a continuación.

El proyecto comienza a gestarse durante el 2006 a partir de la constitución de comisiones lingüísticas territoriales integradas por hablantes, sabios, profesionales mapuche y líderes de organizaciones validados por las propias comunidades. Estos actores fueron parte de procesos de capacitación básica en lingüística. En ese entonces, hubo cinco comisiones lingüísticas territoriales funcionando. La academia Nacional de la Lengua Mapuche desde su génesis marcó su diferencia con los modelos impulsados por RAE y la Academia Chilena de la Lengua. Pues, según Painemal, los integrantes de las comisiones consideraban que tales paradigmas eran extemporáneos.

La entidad estaría constituida por conocedores ancestrales de la lengua y especialistas del lenguaje, cuya misión sería el trabajo por las bases teóricas del

² <https://www.emol.com/noticias/nacional/2008/11/24/332211/fundaran-academia-nacional-de-la-lengua-mapuche.html>

mapuzugun y su concreción se daría a partir de la firma de los acuerdos y decretización de la unidad. Otros medios de comunicación agregaban que “el objetivo principal será la formación de un ente que normalizará y propondrá políticas de intervención tanto en el sistema de educación del Estado como de las tareas que las mismas comunidades mapuche deberán desarrollar para frenar el proceso de deterioro en el uso de la lengua”³. En otra entidad comunicacional se explicitaba que la misión de las academias territoriales será la de codificar, estandarizar y revitalizar las lenguas indígenas. Estas unidades territoriales estarán aglutinadas bajo una corporación de derecho privado para fortalecer las lenguas con aportes concretos, estudios y promoción⁴.

Con estos elementos podemos reconstruir el panorama del surgimiento de las academias en ese momento. En primer lugar, hay un compromiso de parte del gobierno de turno por levantar esta instancia, el cual va de la mano del Pacto Social por la Multiculturalidad (Re-conocer). En segundo lugar, la CONADI, y a través de su representante, promueven un plan de trabajo que consiste en la articulación de comisiones territoriales integradas por conocedores de la lengua y cultura de las regiones Metropolitana, Bío Bío, La Araucanía, Los Ríos y Los Lagos. Estas comisiones de trabajo tenían representantes. En tercer lugar, entre las tareas de la academia se proyectaban: la estandarización, la codificación y la revitalización de la lengua mapuche. Además, sería una unidad interviniente en las políticas de reforzamiento de la enseñanza de la lengua mapuche en el sistema formal. Finalmente, la Academia Nacional de la Lengua Mapuche sería constituida por representantes elegidos entre las Comisiones Lingüísticas Territoriales, hablantes provenientes de las comunidades, sabios y profesionales mapuches.

En este contexto, y solo días después de que se hiciera pública su constitución, los miembros participantes de las comisiones territoriales suspenden la fundación de la academia, acusando diferencias políticas, ideológicas y culturales con la CONADI⁵. Entre las razones esbozadas se encuentran: la falta de trabajo con las comunidades y el riesgo de privatización de la lengua⁶. En cuanto a este último punto, se sostiene que la existencia de una corporación de derecho privado implicaba una maniobra política diseñada por y para los funcionarios de CONADI, factor que generaría una apropiación de los derechos

³ <https://www.cooperativa.cl/noticias/pais/pueblos-originarios/mapuche/la-conadi-fundara-la-academia-nacional-de-la-lengua-mapuche/2008-11-24/180715.html>

⁴ <https://www.elciudadano.com/pueblos/fundaran-academia-nacional-de-la-lengua-mapuche/11/25/>

⁵ <http://www.mapuche.info/news/austral081129.html>

⁶ <http://meli.mapuches.org/spip.php?article1245>

colectivos del Pueblo Mapuche, arrogándose las facultades de entidad reguladora de la Lengua Mapuche.

Uno de los antecedentes que detuvo la constitución de la Academia se relacionó con la violación, a juicio de algunos dirigentes, del convenio 169 en lo vinculado con la consulta a los pueblos indígenas sobre medidas legislativas o administrativas que los afecten directamente. En un plano político, se cuestionaba la real democratización del proceso de consulta y constitución.

En resumen, durante los años 2006 y 2008 se intentó establecer la Academia de la Lengua Mapuche, ante lo cual hubo una reacción de parte de la sociedad mapuche y sus representantes. Posiblemente, la posición de los dirigentes de esa época era la de salvaguardar el patrimonio lingüístico-cultural y no dejarlo al servicio de una institucionalidad que, ciertamente, lo restringiría a través de la normalización y estandarización. Otra interpretación tiene que ver con el trasfondo político de aquel entonces, al considerar que la entidad gubernamental promotora de esta iniciativa estaba bajo control de la coalición política que ejercía el poder y se ajustaba a la lógica de cuotas. Por último, el intento de articular una Academia como una corporación de derecho privado y con poca representatividad gatilló la desconfianza de los actores de esta trama.

La segunda parte de esta historia acontece durante el año 2013, en octubre de ese año se constituye en Temuco, capital de la Región de la Araucanía, la Academia Nacional de la Lengua Mapuche (*inarumegepeyem mapuzugun wallmapu men*) como una Corporación de Derecho Privado, sin fines de lucro. La estructura organizacional de la Corporación se norma por el Título XXXIII del libro primero del Código Civil, que concede la Personalidad Jurídica a la entidad. La academia tiene un presidente, directiva y socios, además se vincula con redes públicas (CONADI, Junta Nacional de Jardines Infantiles) y privadas. Entre sus integrantes destacan autoridades tradicionales y jóvenes que, en su mayoría, tienen dominio de la lengua mapuche. La entidad recibe recursos financieros de la CONADI⁷.

⁷ Valga aquí discutir una reflexión presentada por la lingüista mapuche Elisa Loncón respecto de esta institucionalidad, señala que esta se produce por la desconfianza entre los propios mapuches y hacia la sociedad nacional, lo que repercute en el descrédito hacia la academia experta en lingüística y *mapuzugun*. Para la lingüista, la academia de la lengua mapuche fue formada por hablantes nativos de *mapuzugun* principalmente de la región de la Araucanía, dejando fuera a hablantes de otras variedades de la lengua, a lingüistas y escritores mapuches. Crítica el carácter privado de esta institución y releva que su acción formal depende del grupo que la integra. Al mismo tiempo, destaca que las academias en el mundo incorporan personas que tienen experiencia en investigación lingüística, literatura y enseñanza de idiomas. En nuestra opinión, debe observarse que la creación de la Academia y sus objetivos apuntan principalmente a la revitalización de la lengua y es una acción que va

En noviembre de ese mismo año, se funda en Santiago la Academia de la Lengua y Cultura Mapuche en Contexto Urbano, al igual que su hermana pionera de Temuco, es una Corporación de Derecho Privado, sin fines de lucro que cuenta con Personalidad Jurídica⁸. Finalmente, en enero de 2014 se conforma legalmente, en la ciudad de Cañete, la Academia de la Lengua Mapuche *Raŋko Mapu* para la provincia de Arauco. Con similares figuras legales. Estas dos últimas academias también reciben aportes de CONADI para su funcionamiento.

En esta dinámica, cuatro apuntes deben ser considerados. En primer lugar, la constitución de las academias obedece a principios territoriales, pues emergen desde tres de las cinco regiones donde trabajaron las comisiones lingüísticas que en el 2008 integrarían la fallida propuesta de Academia Nacional de la Lengua Mapuche. En segundo lugar, a diferencia de otras academias de lenguas indígenas (como la quechua o la de guaraní), la conformación de estas academias territoriales responde a la sociedad civil indígena que explicita su preocupación por el estado de la lengua. En tercer lugar, las propuestas no son impuestas por el Estado ni por institucionalidad alguna, emergen del deseo y necesidad de los propios hablantes por recuperar la lengua. Finalmente, las entidades tienen autonomía legal y administrativa, aspecto fundamental para trazar sus propósitos revitalizadores.

La preocupación por la lengua y la cultura se plasma en los objetivos trazados por estas instituciones. Así, por ejemplo, La Academia Nacional de la Lengua Mapuche (Temuco) tiene el propósito de: “defender y promover la existencia de la diversidad cultural y lingüística del pueblo mapuche a través de la realización de acciones para la recuperación, revalorización, difusión, promoción y rescate de la lengua originaria en sus territorios ancestrales”. Su objetivo central es promover la oficialización de las lenguas originarias a nivel comunal, regional y nacional, procurando la modificación de la legislación actual en materia de reconocimiento de los derechos lingüísticos⁹. Además, la Academia de la Lengua Mapuche persigue el objetivo de la mantención y la recuperación de las prácticas culturales por medio de la enseñanza de la lengua,

desde *abajo hacia arriba* y, a su vez, es una reacción ante el estado de la lengua y ante la poca relevancia del tema en las políticas públicas. Recuérdese que el proyecto que se intentó levantar el 2008 (una academia en los términos planteados por Loncón) no prosperó por las causas ya notadas. (<http://www.mapuche.info/?kat=11&sida=4857>)

⁸ <https://www.acemiadelenguamapuche.cl/portal/>

⁹ Documento de trabajo Academia Nacional de la Lengua Mapuche

respetando las diferentes variantes territoriales para lo cual propone un grafemario diferenciado, subyacente al grafemario *azjümchefe*¹⁰ y al unificado¹¹, que permite al lector conocer la distinción —variantes fonéticas y dialectales— de palabras como feley/beley ‘de acuerdo’ y zomo/domo ‘mujer’ (Academia Nacional de la Lengua Mapuche 2016).

En línea con esta orientación, la Academia de la Lengua Mapuche en Contexto Urbano se propone la revitalización de la lengua y la cultura en la ciudad a partir del desarrollo de diferentes iniciativas para recuperar, fortalecer y difundir la cultura mapuche¹² Finalmente, la Academia *Ragko Mapu* se propone crear, estudiar, estimular, promover, coordinar y difundir iniciativas destinadas al fomento y revitalización de la lengua y cultura mapuche.

En síntesis, la emergencia de las Academias de la Lengua mapuche responde a la necesidad de contar con un espacio con autonomía legal que permita acceder a recursos del estado para trabajar por la promoción y revitalización de la lengua mapuche. Las academias son, entonces, espacios de revitalización lingüística gestionados por actores sociales, se sigue, en congruencia con lo expuesto en Zúñiga y Olate (2017), que el proceso de revitalización de la lengua mapuche ha sido comandado fundamentalmente por las bases, generando la dinámica *bottom-up* en estos procesos. Estas instituciones son de reciente creación, la injerencia en cuestiones de política lingüística a nivel nacional es parcial en cuanto al objetivo revitalizador declarado.

2. Academia por la revitalización frente a la academia por la estandarización

En el contexto previo, la cuestión más relevante radica en el hecho de que la constitución de estas unidades en los territorios es parte de un proceso de activación y puesta en escena del problema político vinculado con los derechos lingüísticos del pueblo mapuche y de los pueblos indígenas de Chile.

¹⁰ El grafemario *Azjümchefe* es creado por la CONADI para uso estatal en el año 2003. Es fruto del trabajo de una comisión de investigación y una serie de organizaciones y comunidades participantes.

¹¹ El alfabeto unificado surgió en la década de 1980 gracias al encuentro para la Unificación del alfabeto Mapuche realizado por la Sociedad Chilena de Lingüística, el equipo de trabajo estuvo compuesto por instituciones y académicos de la lengua mapuche como María Catrielo, Adalberto Salas, la U. Católica de Temuco, el Instituto Lingüístico de Verano, entre otros. <http://kmm.cl/grafemarios/>

¹² https://www.academiadelenguamapuche.cl/portal/?page_id=9

La emergencia de las academias es una respuesta de parte de la sociedad mapuche interesada en salvaguardar su patrimonio lingüístico y cultural frente a la tímida (por no decir nula) acción de los gobiernos de turno respecto de situación política de la lengua. Desde una posición más histórica, se debe al desconocimiento histórico —por parte del Estado de Chile— de las lenguas indígenas y las políticas monolingües que se han adoptado (Lagos y Espinoza 2013), lo que a la larga genera que los propios hablantes comiencen a tomar decisiones respecto de la mantención y revitalización de la lengua. En esta dinámica, era cuestión de tiempo para que la sociedad mapuche (no necesariamente especialista) y sus hablantes de *mapuzugun* pusieran atención en el tema de la revitalización lingüística y lo instalaran como una de sus demandas políticas.

Una discusión que debe tenerse en cuenta en este proceso de generación de academias tiene que ver con la idea de la estandarización del idioma. En nuestro caso, las academias de la lengua mapuche no fueron formuladas para desarrollar dicha función, lo que contrasta con algunas percepciones presentadas en diversos trabajos sobre ideologías y representaciones lingüísticas de intelectuales mapuches y su lengua (Lagos, Espinoza y Rojas 2013; Rojas, Lagos y Espinoza 2016).

La ideología de la lengua estándar aparece entre los intelectuales (ligados a los gobiernos de turno) mapuche que promovieron el proyecto de la Academia (Lagos y Espinoza 2013; Lagos, Espinoza y Rojas 2013; Rojas, Lagos y Espinoza, 2015). La idea que se fija es la de modernizar la lengua y esto se puede lograr a partir de la creación de una variedad estándar. Cuestión útil, a juicio de los intelectuales mapuches (Lagos et al. 2013; Rojas et al. 2015), tanto para su modernización como para contrarrestar su desplazamiento (Zimmermann 2019).

En Lagos et al. (2013) se presenta un análisis de los modelos culturales que intelectuales de la élite mapuche tienen sobre la lengua, se llega a la conclusión de que estos están profundamente influenciados por la ideología de la lengua estándar, aspecto, según los autores, que ejerce una influencia en contra de la revitalización de la lengua. En esta misma línea se inscribe el trabajo de Rojas et al. (2015), cuyo foco es el contraste entre las ideologías lingüísticas de especialistas mapuches y las opiniones que emergen desde el saber tradicional sobre la revitalización del idioma. Para los primeros se torna relevante la planificación del corpus y la enseñanza de la lengua en contextos formales, mientras que para los otros el énfasis se sitúa en el estatus lingüístico, la promoción social de la lengua y la recuperación de los circuitos tradicionales de reproducción.

Este último aspecto resulta de suma importancia en el contexto de emergencia de las academias, pues, visto desde una perspectiva de “lingüística folk” y considerando su proceso de formación, así como los agentes que gestionaron la creación, lo relevante para el no especialista tiene que ver con el estatus de la lengua, su promoción y su circulación en circuitos tradicionales, aspectos todos que se dirigen sobre tareas revitalizadoras por sobre estandarizadoras.

Tales componentes revitalizadores pueden verse reflejados en los propósitos propuestos por las academias ya enunciados en el apartado anterior. Se evidencian también en la configuración de estas, pues, las integran personas (agentes) que son proclives a que el *mapuzugun* tenga el mismo estatus que el castellano en un territorio bilingüe.

Más allá de enmarcar el proceso dentro de una planificación lingüística indígena organizada que tribute a la planificación del estatus y de la transmisión (Lagos y Espinoza 2013), debe resaltarse que el actor por la revitalización que gestiona estas instancias lo hace —en primera instancia— desde el saber tradicional, siendo consciente del estado de la lengua, reaccionando a las posiciones gubernamentales y académicas (históricas).

Por otro lado, la idea de una planificación lingüística se ve complejizada al considerar la heterogeneidad político-social que gira en torno a la “emergencia Indígena” y a la complejidad sociolingüística local y regional, lo que se observa en la dualidad: sociedad mapuche tradicional y sociedad mapuche urbana (Wittig y Olate 2016).

Otra cuestión de relevancia, que destaca la particularidad de esta institución, tiene que ver con la conformación de las Academias. De la mano de la reflexión propuesta por Loncón (ver nota al pie número 7) donde se critica que la Academia fue formada por hablantes nativos que no tienen experiencia en investigación lingüística, es decir que no son académicos, observamos que la creación de la Academia fue: (1) fuera del marco gubernamental, (2) con un componente juvenil relevante y (3) con objetivos muy distintos a los de las tradicionales academias españolas de Hispanoamérica.

Aquí, se debe destacar el componente juvenil promotor de la institución, el cual debe interpretarse en el marco de los movimientos por la revitalización de la lengua y su desmarque de instituciones gubernamentales. Los agentes juveniles han tenido un papel protagonista en el proceso, ya sea formando parte de agrupaciones que generan instancias de aprendizaje de la lengua o como personas que trabajan individualmente por la revitalización.

La academia se torna un espacio de jóvenes y sabios (ancianos) mapuches que se caracterizan por “no ser académicos”, por tener autonomía en la postulación y gestión de recursos; en el dominio del aprendizaje de la lengua y para

generar alianzas con organizaciones que trabajen por la revitalización (organizaciones nacionales o internacionales, no universitarias y no gubernamentales). Todo esto en su conjunto puede interpretarse en función de una autonomía que se instala alejada del territorio académico, cuestión muy natural en procesos que están fuertemente activados por movimiento sociales y que empatizan con las miradas decolonialistas.

El aspecto crítico de este interesante proceso se observa en que la orientación de las acciones llevadas a cabo por estas instituciones se condiciona fuertemente al grupo de personas que las integra, sus fines e intereses.

3. Academia de la Lengua Mapuche como espacio de revitalización

Tal como se ha venido discutiendo, los objetivos de las academias de la lengua mapuche distan bastante de los propósitos tradicionales de estas instituciones. Esto se puede apreciar en las acciones que se realizan desde estos espacios. Muy brevemente expondremos algunas de ellas realizadas por la Academia Nacional de la Lengua Mapuche (*inarumegepeyem mapuzugun wallmapu mew*), fundada en Temuco. Para ello, se revisó la actividad desde su plataforma de Facebook (Academia Nacional de la Lengua Mapuche), el seguimiento se realizó desde el 25 de febrero de 2014 hasta agosto de 2019.

El propósito de este ejercicio es dar cuenta de los distintos tipos de actividades que se desarrollan en esta academia y los vínculos que ha construido. Las acciones pueden agruparse en cinco grandes ámbitos: (1) cursos o talleres de enseñanza de lengua mapuche, (2) conversatorios sobre temas vinculados a la revitalización lingüística y la cultura mapuche, (3) capacitaciones, (4) internados lingüísticos y (5) convenios o asociaciones con otras entidades (nacionales o extranjeras).

Hay dos tipos de cursos: aquellos que son abiertos a la comunidad, que tienen un carácter anual y se orientan a niveles básico e intermedio y aquellos que se realizan en articulación con las federaciones estudiantiles de las universidades de la región, estos últimos, hace dos años que no se están dando. Lo anterior, posiblemente activado por la entrada en acción de otro colectivo por la revitalización del *mapuzugun* (*mapuzuguletuañ*)¹⁵.

En cuanto a los conversatorios, estos se realizan por lo menos dos veces al año y tienen por objetivo tratar temáticas vinculadas con la revitalización

¹⁵ Esta agrupación es un colectivo que trabaja por la revitalización de la lengua y surge a partir de la división interna que ocurrió en la Academia Nacional de la Lengua Mapuche (Temuco) durante los años 2016-2017.

lingüística y cuestiones culturales vinculados con la sociedad tradicional mapuche. En estos conversatorios se cuenta, en ocasiones, con invitados internacionales que dialogan sobre la situación de lenguas vulnerables y la revitalización de las mismas. La academia estuvo, en sus inicios, estrechamente vinculada con la ONG Garabide, fundación especializada en el apoyo a procesos de revitalización de lenguas minorizadas que adopten el modelo desarrollado para el euskera. Esta fundación, en la actualidad, ha desarrollado un vínculo con el colectivo *mapuzuguletuañ*, quienes han aplicado el modelo de revitalización de Garabide¹⁴ al *mapuzugun*.

Con respecto a las capacitaciones, durante los primeros años (2014-2017) se realizaron diversas en distintos lugares del sur de Chile, estas se vinculaban directamente con la enseñanza de lengua y cultura mapuche a agrupaciones de otras regiones.

Los internados lingüísticos son actividades que se han desarrollado desde el nacimiento de la Academia y consisten en la inmersión lingüística de un grupo de personas, por varios días. Esta actividad se realiza todos los años en temporada de verano. También el colectivo *mapuzuguletuañ* las realiza en el mes de febrero.

La Academia ha generado vínculos formales con algunas instituciones, las capacitaciones son posibles por el financiamiento dado por la CONADI y, por otro lado, desde 2017 ha establecido un convenio con el Liceo Pablo Neruda, institución educativa emblemática de la región de la Araucanía, el cual consiste en la elaboración de material de enseñanza y talleres de lengua y cultura mapuche para los estudiantes secundarios del liceo.

Finalmente, durante el año 2017 la academia desarrolló actividades teatrales, tales como la itinerancia de títeres, en diversas escuelas de la región. Estas actividades tendían a promover la lengua mapuche entre los niños que asisten regularmente a los establecimientos escolares.

Como se observa, la Academia Nacional de la Lengua Mapuche se constituye en un espacio para ejercer la lengua y para revitalizarla. Los agentes que interactúan en este contexto son los hablantes quienes tienen la preocupación por el aprendizaje de la lengua por parte de las futuras generaciones. La academia es un espacio que demanda el derecho al *mapuzugun*, por ello es que se hace

¹⁴ Debe señalarse aquí que esta fundación colabora en los procesos de revitalización bajo la condición de que se adopte de forma estricta el modelo utilizado para el euskera, el cual tiene un fuerte componente de normalización y una orientación fundamentalmente lingüística, por sobre aspectos vinculados a tradiciones y modos culturales. Para conocer este proyecto, el lector puede revisar el sitio: <https://www.garabide.eus/espanol/>

parte del movimiento por la oficialización de la lengua, esperando que esta alcance un estatus similar al del castellano.

4. Conclusiones

A continuación generamos algunas reflexiones a modo de conclusión:

1. Sobre el proceso de constitución de la Academia.

La constitución de la Academia de la Lengua Mapuche es una cuestión que se genera en el contexto de la oficialización de la lengua mapuche y está directamente relacionada con los derechos lingüísticos exigidos por los miembros de la sociedad mapuche. El proceso de conformación de esta institución ha tenido varios momentos; sin embargo, es durante la década del 2000-2010 que se gesta la idea concreta de crear una academia de la lengua mapuche con una articulación gubernamental, cuestión que no prosperó debido a la desconfianza de la sociedad mapuche. Durante 2013, a partir de una iniciativa de los movimientos sociales mapuche, y específicamente desde el movimiento por la oficialización del *mapuzugun* en la región de la Araucanía, se activa una red de agentes que posicionan el problema de la lengua como un problema político, lo que desencadena una serie de acciones que se orientan hacia la revitalización de la lengua. En este contexto surge, por iniciativa del colectivo, la Academia Nacional de la Lengua Mapuche.

2. Ideología de la lengua estándar vs Ideología de reconocimiento lingüístico

Los intelectuales mapuche que promovieron la propuesta tenían la idea de construir esta unidad con un propósito estandarizante por sobre uno orientado hacia la revitalización, lo que se refleja en las ideologías de la lengua estándar que esta élite intelectual mapuche expresa en diversos trabajos. Esta posición contrasta con la emergida desde el “conocimiento lingüístico común” de miembros de la sociedad mapuche, quienes expresan su preocupación por la circulación, transmisión y el estatus de la lengua. Se observa entonces una oposición entre ambas posturas, lo que puede traducirse en ideologías lingüísticas distintas, por un lado, nos encontramos con la ideología de la lengua estándar promovida por los especialistas y, por otro, con una ideología de reconocimiento lingüístico que es promovida por los no especialistas.

Con estas ideologías en juego, la cuestión de la planificación lingüística es evidente, por un lado, aquellos con la ideología de la lengua estándar tenderán más a la idea de academia como copia de la Real Academia Española en tanto que los agentes de la sociedad civil proyectarán la academia como un espacio

para promover la revitalización de la lengua. Aquí, seguimos la reflexión de Zimmerman¹⁵, quien plantea que algunas academias de lengua indígena siguen el modelo de la RAE, lo que provoca que su labor se enfoque sobre la planificación del corpus, promoviendo un comportamiento purista sobre la lengua, lo que deja de lado procesos políticos y sociolingüísticos.

Como contrapunto a esta tendencia, está lo que podríamos llamar la ideología del reconocimiento de la lengua, fuertemente motivada por los procesos históricos vividos por la sociedad mapuche, la cual no homologa el accionar de la RAE y, por lo tanto, su enfoque de planificación será sobre el estatus, activando diversos dispositivos de revitalización sociolingüística.

3. Academia de la lengua mapuche y territorialidad

Tal como se ha mostrado, las academias de la lengua mapuche son instituciones impulsadas por agentes que trabajan por la revitalización de la lengua y que, sea como sea, intentan fijar su estatus. Existe una academia de la lengua mapuche en cada región donde funcionó una mesa de trabajo previa. Así, la Academia Nacional de la Lengua Mapuche urbana se encuentra en Santiago, donde la población mapuche es urbana, La academia de la Lengua de Arauco funciona en la ciudad de Cañete, lugar que se caracteriza por tener alta población rural y, por último, la academia de Temuco, que opera en la ciudad de Temuco. Esta distribución territorial debe entenderse por la heterogeneidad sociolingüística territorial producida durante el proceso histórico de configuración de la sociedad mapuche actual. Cada Academia, visto así, tiene sus particularidades.

4. Algunas cuestiones críticas

Algunas cuestiones críticas del proceso y de las propuestas discutimos en este último punto:

La ideología esencialista y la élite activista

Un aspecto necesario de revisar u observar sobre de las Academias de la Lengua Mapuche en Chile se relaciona con las ideologías que pueden acuñarse en su seno. Lo anterior, vinculado con ideologías que tienden hacia el esencialismo lingüístico y cultural. No existen aún estudios que den cuenta de las ideologías que tienen los integrantes de las academias, pareciera existir, sin embargo, un sistema de creencias que se orientan hacia una representación altamente esencialista de la lengua, conducente a un purismo lingüístico.

¹⁵ Agradecemos al profesor Klaus Zimmerman la orientación que nos dio en un interesante intercambio de correos electrónicos.

Esta tendencia, que ha sido expresada en el plano cultural, de ser tal, resultaría contradictoria para efectos de procesos de aprendizaje y/o recuperación del idioma. Esto en el sentido de que los aprendientes tendrían como estándar un hablante ideal que maneja el modelo de lengua esencial.

En cuanto a la tendencia que se basa en la ideología de la lengua estándar, la orientación que sigue esta ideología y su posible concreción implicaría ponerle fin a la diversidad lingüístico-dialectal que el idioma tiene, lo que afectaría no tan solo la variación territorial, sino también los registros especiales utilizados por autoridades religiosas en ceremonias como el *Zatun*¹⁶. Con la idea de estandarización podría correrse el riesgo de que esta forma de habla especial, por ejemplo, sea invisibilizada. Estas razones son propuestas por actores que son contrarios al proceso de estandarización del *mapuzugun*¹⁷.

Si se ponen en tensión ambas ideologías, veríamos que al promover un estándar lingüístico los hablantes tendrían la responsabilidad de generar un ejercicio consensuado que lograra fijar la variedad como aquella utilizada para todos los espacios y propósitos. El ejercicio consensuado significaría una discusión entre los diversos grupos mapuches, entre ellos los que apelan al purismo lingüístico. El resultado, muy probablemente no sería positivo para ninguna de las dos tendencias.

Otro aspecto aún no se ha analizado tiene que ver con la percepción que existe en la población mapuche general sobre la existencia de las Academias de la Lengua Mapuche. Desconocemos si la sociedad, urbana y rural, conoce (y reconoce) esta nueva institucionalidad del idioma. No existen reportes de participación vinculados a la difusión y promoción de las actividades realizadas por la academia, tampoco los hay en relación con la generación de nuevos hablantes. Un estudio de esta dimensión nos daría luces de la apreciación que tienen las personas mapuches sobre los procesos por la revitalización del idioma. Con estos datos podrían generarse proyecciones para la toma de decisiones en estas organizaciones y su implementación.

Considerar las impresiones del grupo mayoritario podría perfilar de mejor manera la gestión de estas instituciones y no convertirlas en grupos de “élites lingüísticas” que trabajan por la revitalización. En esta misma línea, la revisión del proceso de formación e implementación de las academias de la lengua mapuche en Chile puede llevarnos a la idea del surgimiento de una “élite activista” del idioma.

¹⁶ Ceremonia donde la machi (autoridad religiosa mapuche) utiliza un registro de habla específico, de carácter espiritual, distinto al cotidiano (Foerster 1995).

¹⁷ Una cuestión muy relevante en este ámbito es el avance en estudios vinculados con la inteligibilidad de los dialectos mapuche de Chile.

Toda esta dinámica puede generar dos tendencias: (1) una orientada hacia el objetivo central vinculado con el rescate de la lengua y la cultura mapuche, considerando fundamental el conocimiento y práctica de los saberes y creencias más tradicionales y (2) otra que ve en la lengua mapuche un instrumento de carácter político y parte fundamental de un proceso autonómico. Al parecer, las academias son parte de la primera tendencia.

Con todo, las academias de lengua mapuche destacan por ser dispositivos que surgen desde el mundo social, su acción política y la reivindicación étnica, y se dirigen hacia cuestiones más estructurales, relacionadas con elementos de planificación lingüística, conservación del idioma y la revitalización.

Referencias bibliográficas

- Academia Nacional de la Lengua Mapuche, 2016. Documento de trabajo.
- Academia Nacional de la Lengua Mapuche, 2016. *Manual de Enseñanza de la Lengua Mapuche*. Wallmapu: Editorial Latinoamericana.
- Bengoa, José, 2008. *La emergencia indígena en América Latina*. Santiago: Fondo Cultura Económica.
- Foerster, Rolf, 1995. *Introducción a la Religiosidad Mapuche*. Santiago de Chile: Editorial Universitaria, S.A.
- Lagos, Cristian; Espinoza, Marco y Rojas, Darío, 2013. “Mapudungun according to its speakers: Mapuche intellectuals and the influence of standard language ideology”. In: *Current Issues in Language Planning*, 14, 3-4.
- Lagos, Cristian y Espinoza, Marco, 2013. “La Planificación lingüística de la lengua mapuche en Chile a través de su historia”. In: *Lenguas Modernas*, 42, 47-66.
- Olate, Aldo y Wittig, Fernando, 2019. “Dos fenómenos vigentes en la situación de contacto entre el *mapuzugun* y el español de Chile”. In: Marleen Haboud (ed.). *Voces e imágenes de la diversidad*. Ecuador: Pontificia Universidad Católica de Ecuador.
- Richards, Patricia, 2016. *Racismo. El modelo chileno y el multiculturalismo neoliberal bajo la Concertación 1990-2010*. Santiago: Pehuén.
- Rojas, Darío; Lagos, Cristian y Espinoza, Marco, 2015. “Ideologías lingüísticas acerca del mapudungun en la urbe chilena: el saber tradicional y su aplicación a la revitalización lingüística”. In: *Chungará*, 47: 1-11.

- Wittig, Fernando y Olate, Aldo, 2016. “El *mapuzugun* en La Araucanía. Apuntes en torno al desfase entre la politización de la lengua y la heterogeneidad sociolingüística local”. In: *Revista univerSOS*.
- Zimmermann, Klaus, 2019. “Estandarización y revitalización de lenguas amerindias: funciones comunicativas e ideológicas, expectativas ilusorias y condiciones de la aceptación”. In: *Revista de Lengua i Dret, Journal of Language and Law*, 71, 111-122. <https://doi.org/10.2436/rld.i71.2019.3255>
- Zúñiga, Fernando y Aldo Olate, 2017. “El estado de la lengua mapuche, diez años después”. In: Aninat, I. González, R. y Figueroa (eds.). *El pueblo mapuche en el siglo XXI*. Propuestas para un nuevo entendimiento entre culturas en Chile. Santiago: Centro de Estudios Públicos. Integrantes de la Academia.

Referencias web

- Academia Mayor de la Lengua Quechua. En https://es.wikipedia.org/wiki/Academia_Mayor_de_la_Lengua_Quechua. Accesado julio de 2019
- Academia de las Lenguas Mayas. En https://es.wikipedia.org/wiki/Academia_de_Lenguas_Mayas_de_Guatemala. Accesado julio de 2019
- Academia de la Lengua Guaraní. En <http://academiadelalenguaguarani.org.py/index.php/la-academia1/la-institucion>. Accesado en julio de 2019
- Elisa Loncón <http://www.mapuche.info/?kat=11&sida=4857>. Accesado en julio de 2019

La Real Academia Galega y la normativización del gallego

Henrique MONTEAGUDO, Santiago de Compostela

La Real Academia Galega (RAG) es una corporación de derecho privado y de interés público, orgánicamente independiente de los poderes políticos pero financiada básicamente con fondos de la Comunidad autónoma y del Estado español, que viene definida en el artículo 1º de sus actuales estatutos, aprobados en el año 2000, como “institución científica que tiene como objetivo fundamental el estudio de la cultura gallega y especialmente la ilustración, defensa y promoción del idioma gallego”¹. La RAG goza de reconocimiento oficial desde su fundación en 1906 (de ahí su titulación como “Real”), pero sólo después de que en 1980 el idioma gallego se convirtiera en oficial en Galicia de acuerdo con el Estatuto de Autonomía de esta comunidad, fue encargada legalmente de regular la normativización del idioma gallego, según la disposición adicional de la Ley de Normalización Lingüística de Galicia aprobada por el Parlamento gallego en 1983 (Parlamento de Galicia 1983). A partir de esta fecha la RAG pasa a ejercer como una academia de la lengua gallega propiamente dicha. En la presente contribución vamos a ofrecer una rápida síntesis de su historia, fijando nuestra atención en su contribución a la codificación y elaboración de la lengua gallega, que dará paso a un breve repaso de su organización, actividades y principales aportaciones en dicho terreno en las últimas décadas.

Trayectoria de la Real Academia Gallega: el siglo XX²

En cierto sentido, la Real Academia Galega es un fruto tardío del *Rexurdimento*, el renacimiento literario del idioma gallego que se produjo en la segunda mitad del siglo XIX (Axeitos 2006, Monteagudo 2017²: 372-384), y en particular de su evolución finisecular, el movimiento regionalista (Beramendi 2007: 171-346). En efecto, la fundación de la RAG representa la culminación,

¹ <https://academia.gal/documents/10157/124285/Estatutos+da+RAG.pdf>

² Para una visión resumida de la trayectoria histórica de la RAG véase Boullón Agrelo 2014.; para una visión panorámica del proceso de estandarización del gallego, véase Monteagudo 2003.

en el plano institucional, de los esfuerzos intelectuales del regionalismo gallego, particularmente en lo relativo a la lengua gallega. El arranque del *Rexurdimento* se suele datar simbólicamente tomando como referencia la publicación del poemario *Cantares Gallegos* (1983), de Rosalía de Castro, cuya acogida entusiasta en algunos círculos intelectuales estimuló una afición creciente por el cultivo literario del gallego, acompañada de un interés cada vez mayor por el estudio de los diversos aspectos de la realidad de Galicia que acabó alimentando una conciencia de la identidad específica del pueblo gallego que dio lugar a una corriente de reivindicación del autogobierno. En el terreno de la elaboración del idioma del país, el *Rexurdimento* alumbró obras muy notables, como la excelente *Gramática gallega* (1868) de J. A. Saco Arte y el *Diccionario gallego-castellano* (1884), de M. Valladares, ambas obras de gran utilidad, pero que estaban lejos de pretensiones codificadoras, ya que carecían tanto de *auctoritas* que las respaldase como de la mínima sistematicidad, ambas condiciones imprescindibles para erigirse en referentes seguros sobre los que basar la norma lingüística del gallego culto (Monteagudo 2003: 46-52). De ahí que en las décadas finales del siglo XIX se fuese extendiendo en los círculos literarios y eruditos de Galicia la conciencia de la necesidad de crear una institución de este tipo, siguiendo el modelo de gestión normativa imperante en el castellano, en el que la Real Academia Española constituía la autoridad indiscutible (Alonso Montero 1988, López Varela 2001: 13-46).

La iniciativa de creación de la RAG partió de la importante colonia gallega establecida en La Habana, donde se creó una Asociación Iniciadora y Protectora de la Academia Gallega destinada, según sus propios estatutos, a constituir en Galicia una Academia que tuviera, entre otros objetivos (fomento de la literatura y de las artes, recolección de cantos populares y monumentos arqueológicos, etc.), el principal de “dar unidad al idioma gallego por medio de la publicación de una Gramática y un Diccionario” (BRAG 1906: 25), lo que otorgaría a la Academia un papel protagonista en el estudio, cultivo, elaboración y promoción del gallego. De hecho, las nutridas colonias de emigrantes gallegos en América —sobre todo en Cuba y en el Río de la Plata— no solo jugaron un papel decisivo en el impulso a su creación, sino que durante buena parte del siglo XX constituyeron la fuente principal para su financiación. Ahora bien, en los estatutos fundacionales de la RAG (vigentes hasta el año 2000), aquel propósito inicial de “dar unidad al idioma gallego” desaparece, y en su lugar se afirma vagamente que el objeto de la Academia es “cultivar las Bellas Letras en general y, principalmente, aquellos estudios que más puedan contribuir al conocimiento de la Historia, Antigüedades, Literatura y Lengua de Galicia” (Real Academia Gallega 1912: 10).

Como resultado de la iniciativa de dicha Asociación Iniciadora y Protectora, y después de conseguir la simbólica aprobación del Rey, la Real Academia Gallega se constituyó solemnemente el 30 de septiembre de 1906 bajo la presidencia del venerable líder regionalista Manuel Murguía. Pero el grueso de los efectivos de la primera RAG estaba constituido por eruditos de perfil “anticuario”, que básicamente se dedicaban a los estudios históricos y, concretamente, a la paleografía, lo cual se refleja perfectamente en las personalidades de su primero y segundo presidentes, el recién mentado M. Murguía (1906-22) y su fugaz sucesor A. Martínez Salazar (1923), ambos archiveros profesionales e historiadores de vocación, y en la parte más valiosa de las aportaciones de la propia RAG, tales como algunos artículos del *Boletín*, al que nos referiremos enseguida, o los cuatro tomos de la *Colección de documentos históricos* (aparecidos en 1915, 1931, 1969 y 1970).

Desde su fundación, la institución publicó regularmente un *Boletín de la Real Academia Gallega* (BRAG). Una visión sumaria de esta publicación evidencia que, a pesar de los propósitos iniciales, la aportación de la Academia fue casi irrelevante tanto para el avance en el conocimiento científico como para el cultivo del idioma gallego. En cuanto al primero aspecto, parece claro que la formación intelectual de los académicos no los capacitaba para el estudio de la lengua gallega con enfoque y métodos actualizados ni para el abordaje de los complejos problemas que presentaba su codificación, pero probablemente la atonía ambiental y la falta de apoyo de las instituciones del estado fueron corresponsables de la escasa aportación de la RAG a lo que en los propósitos fundacionales se proclamaba como su misión esencial. En cuanto al uso de la lengua, baste con decir que, si excluimos las colaboraciones de los filólogos portugueses José Joaquim Nunes y José Leite de Vasconcellos y alguno de los discursos de ingreso en la RAG, desde su fundación hasta el año 1923 el BRAG está redactado íntegramente en castellano. De hecho, por lo que se refiere a la utilización oral de la lengua, la RAG siguió la pauta corriente en el período regionalista, que se cifraba en la defensa retórica del idioma gallego que se expresaba preferentemente en castellano, que era la lengua habitual de expresión tanto pública como privada, de la Academia y de sus miembros, si bien algunos discursos de ingreso se pronunciaron y publicaron en gallego (Alonso Montero 1991).

Bajo la presidencia de su primer presidente las contribuciones más significativas de la RAG en el terreno lingüístico fueron la organización de unos cursos de “Gramática Gallega” entre 1907-8, la elaboración de unas reglas elementales para la ortografía del gallego a las que enseguida nos referiremos, y la edición en fascículos de un *Diccionario gallego-castellano*, una obra de orientación

histórica de la que sólo se llegaron imprimir los fascículos correspondientes a las letras A, B y parte inicial de la C, y cuya publicación se interrumpió en 1929. En cuanto a la codificación, el único acuerdo concreto de la RAG fue un dictamen de una “Comisión de ortografía” en el que se fijan unos criterios para dicho *Diccionario gallego-castellano*. Destacamos dos puntos de dicho dictamen. Por una parte, en contra del uso que se estaba generalizando, que daba preferencia a la solución fonográfica <x> para la representación de la consonante fricativa prepalatal (*xente, xa, xogar*), dicho dictamen postula la solución etimográfica (*gente, ja, jogar*), “no sólo por ser la aceptada por las Academias de las lenguas cultas, sino por su conveniencia para los estudios filológicos”. Por otra parte, se acuerda que el diccionario académico sea etimológico y se redacte en castellano, “teniendo en cuenta que su uso no ha de ser exclusivo de los gallegos sino también para facilitar a la todos el estudio y conocimiento de nuestra lengua” (BRAG 1909: 46-47). Obviamente, en estos criterios pesa decisivamente la visión anticuaria, museística, de la lengua gallega. Esto explica que la propuesta ortográfica de la RAG no tuviera gran acogida entre los cultivadores del gallego, que mayoritariamente continuaron dando preferencia a la solución fonográfica, y que el *Diccionario* nunca llegase a convertirse en una obra de referencia.

En el período de entreguerras (1916-1936), se produjo un salto cualitativo tanto en el cultivo de las letras gallegas, sobre todo de la mano de los prosistas de la denominada “Generación *Nós*”, como en el desarrollo de los estudios sobre Galicia, en los que jugó un papel protagonista el Seminario de Estudios Galegos, institución para-universitaria creada en 1923 por un grupo de profesores y estudiantes de la Universidad de Santiago. Todo ello se produce coincidiendo con la emergencia del nacionalismo galleguista representado por las Irmandades da Fala (1916-1931) y el Partido Galeguista (1931-36), dotado de un fuerte empuje cultural, que reivindica la promoción y modernización del gallego como idioma nacional de Galicia (Monteagudo 2016, Monteagudo / Sánchez Vales 2017). El nacionalismo emergente fue crítico con la Academia, pero a partir de 1920 se va produciendo una aproximación, lenta y problemática, pero cada vez más estrecha 1936 (Monteagudo 2006). De todos modos, en todo este período la RAG permaneció ajena a los esfuerzos e iniciativas de elaboración y codificación de la lengua, tales como la publicación de la *Gramática do idioma galego* de M. Lugrís Freire (1922, segunda edición de 1931) —la primera redactada en lengua gallega— o del *Diccionario galego-castelán* (1928) de L. Carré Alvarellos. Incluso estuvo al margen de la elaboración de los primeros esbozos de normas ortográficas y morfológicas del gallego, que fueron debidos al citado Seminario de Estudios Galegos (*Algunhas normas pra a*

unificación do idioma galego, 1933 y *Engádega ás normas pra a unificación do idioma galego*, 1936), que tomó como base el trabajo de A. Couceiro Freijomil, autor de un interesante manual de filología gallega (*El idioma gallego. Historia, gramática, literatura*, 1935) (Monteagudo 2017).

Obviamente, la guerra civil que siguió al golpe de estado fascista de 1936, y que supuso el brutal desmantelamiento del entramado social, político y cultural en que se apoyaba el resurgimiento de la lengua y la cultura gallegas (incluyendo el Seminario de Estudos Galegos), impuso también un largo período de parálisis y letargo para la RAG, que sin embargo no fue aniquilada por el franquismo. Superada la ominosa década de 1940, de completa obscuridad, el principal agente promotor de las letras y la cultura en gallego será la Editorial Galaxia, fundada en 1950, alrededor de la cual se reorganizan los restos del galleguismo anterior a 1936. El grupo galleguista nucleado alrededor de Galaxia fue el encargado de transmitir el legado histórico del galleguismo a las nuevas generaciones nacidas en los oscuros años de la dictadura, implacable enemiga de las lenguas y culturas no castellanas (Fernández del Riego 1996). En cuanto a la forma de la lengua escrita, esta editorial —muy concretamente un de sus principales inspiradores, el intelectual Ramón Piñeiro— será la que marque la pauta, en la línea orientada hacia la simplificación y la racionalización de la ortografía, dentro de un amplio margen de flexibilidad, que ya aparece indicada en las antes citadas *Normas* de preguerra del Seminario de Estudos Galegos (Monteagudo 2003: 61-64, Alonso Pintos 2006a).

Durante las décadas de 1950 y 1960 el grupo Galaxia se moviliza eficazmente para que escritores e intelectuales de su órbita vayan ingresando en la Real Academia Galega, al mismo tiempo que consigue que la Universidad de Santiago dé cabida, por primera vez en su centenaria historia, a los estudios de lengua y literatura gallega, de los que se encarga el filólogo emblemático de aquel grupo, Ricardo Carballo Calero, quien acabará convirtiéndose en el primer catedrático universitario de Filología Gallega (1972) (Monteagudo 2008). Los primeros intentos de tomar la iniciativa en el ámbito de la norma lingüística por parte de la RAG, mediante la aprobación de unas normas ortográficas y morfológicas y una gramática, tienen lugar en la década de 1960, bajo la presidencia y por impulso del presidente Sebastián Martínez-Risco y bajo la presión del académico Leandro Carré Alvarellos, lingüista aficionado, pero carente de la formación exigible. Estos intentos son paralizados por Ramón Piñeiro con el apoyo de los académicos del grupo Galaxia, con el argumento de que son precipitados e inoportunos (Freixeiro Mato 1994 y 2018a, Santamarina 2009).

Cuando, ya en los años finales de la Dictadura (Ley General de Educación, 1970), el régimen contempla la posibilidad de autorizar el estudio de la lengua gallega en las escuelas (de forma voluntaria y fuera del horario escolar), y ante esta novedad, la Real Academia Gallega se apresura a aprobar unas *Normas ortográficas e morfolóxicas do idioma galego* (1970-1971, segunda edición de 1977), elaboradas básicamente por los citados Ramón Piñeiro y Ricardo Carballo, que son de hecho su primera aportación a la codificación del gallego de una cierta entidad (Alonso Pintos 2006b). Sin embargo, a comienzos de la década de 1970 surge en el seno de la Universidad de Santiago una nueva institución que, apoyada en su autoridad científica, desafía implícitamente la autoridad carismática de la RAG sobre el idioma: el Instituto da Lingua Galega (ILG), creado por un grupo de jóvenes lingüistas, que comienza a dar a luz los primeros manuales sistemáticamente organizados para la enseñanza del gallego (1970-1974), que se apartan en algunos puntos de las prescripciones de la RAG, lo cual provoca un desencuentro entre ambas instituciones en que se expresan visiones distintas sobre el gallego (una más cultista y literaria, la otra más popularizante y atenta a la lengua oral), pero que tenía también un componente generacional (Monteagudo 2003, Freixanes 2006, Fernández Rei 2008, Freixeiro Mato 2018a).

El desacuerdo normativo entre el ILG y la RAG sería superado en 1982, con la aprobación de las *Normas ortográficas e morfolóxicas do idioma galego* que, elaboradas por una comisión conjunta de ambas instituciones y que aparecen publicadas con el sello de ambas, de manera que la Academia aparece compartiendo su *auctoritas* lingüística con el instituto universitario y que son inmediatamente consagradas como normas oficiales por la recién creada Xunta de Galicia, el gobierno autónomo de Galicia (Real Academia Galega / Instituto da Lingua Galega 1992; sobre estas véase Monteagudo 2003: 68-72 y Fernández Rei 2018). Esta situación *de facto* sería legalmente modificada con la aprobación de la Ley de Normalización Lingüística de 1983, a la que nos referiremos más adelante, que atribuye en exclusiva a la RAG la potestad legal de regulación de la norma del gallego. Sin embargo, desde entonces el ILG es el pilar sobre el que se vienen sosteniendo las tareas de estudio, codificación y elaboración del gallego que se desarrollan a partir de 1983, aunque desde la década de 1990 poco a poco los y las lingüistas más prominentes de dicho instituto universitario van ingresando en la RAG para hacerse cargo de los distintos Seminarios (de Gramática, Léxico, Terminología, Onomástica y Sociolingüística) que se van conformando en el seno de su Sección de Lengua.

Entre 2001 y 2003 el debate normativo se orienta hacia la consecución de un acuerdo que cuente un apoyo más amplio a la normativa oficial, lo que da

lugar a que en 2003 la RAG, a propuesta del ILG y de los departamentos de filología de las tres universidades gallegas, apruebe una versión modificada de las *Normas* de 1982 (Real Academia Galega / Instituto da Lingua Galega 2003). A partir de ese momento, la Academia afirma su autoridad en ámbito de la definición de la norma idiomática. A pesar de todo, esta continúa siendo cuestionada por el movimiento reintegracionista, una corriente minoritaria pero muy activa que propugna un modelo lingüístico *reintegrado* al portugués (Monteagudo 2003: 93-105; Sánchez Vidal 2010).

En definitiva, hasta los finales del siglo XX la contribución de la Academia Gallega al estudio y codificación de la lengua gallega ha sido modesta, en parte por la extrema precariedad de recursos con que contó, y en parte también por el débil desarrollo de los estudios lingüísticos en Galicia: téngase en cuenta que las disciplinas filológicas estuvieron prácticamente ausentes en la Universidad de Santiago (la única de Galicia hasta 1990) hasta la década de 1960, ya que sólo a partir del curso 1922-23 se creó una Facultad independiente de Filosofía y Letras, pero especializada en historia. Sin embargo, la RAG gozó de un papel simbólico muy relevante como institución nacida de la propia sociedad gallega, autónoma y emblemática de su cultura singular. Este papel fue especialmente importante durante las cuatro décadas de dictadura franquista (1936-1976), como precario refugio de la lengua y de la cultura gallegas ferozmente perseguidas.

La Real Academia Galega en la actualidad

La aprobación del Estatuto de Autonomía de Galicia (1980), que reconoce el gallego como lengua oficial en igualdad con el castellano y obliga a los poderes públicos a su uso y promoción, abrió un período completamente nuevo para la Real Academia Gallega. La Ley de Normalización Lingüística de Galicia, aprobada por el Parlamento de Galicia en 1983, dispone que “en las cuestiones relativas a la normativa, actualización y uso correcto de la lengua gallega, se estimará como criterio de actualidad el establecido por la Real Academia Gallega”³. Por lo tanto, desde ese año la RAG es oficialmente la Academia de la lengua gallega. Consecuentemente, en sus estatutos actuales, que como hemos dicho fueron aprobados en el año 2000, se contempla como finalidad específica de la RAG establecer las normas relacionadas con el uso correcto de la lengua gallega, en particular:

- La elaboración de la norma gramatical, ortográfica y fonética.

³ http://www.parlamentodegalicia.es/sitios/web/BibliotecaLeisdeGalicia/Lei3_1983.pdf

- El inventario del léxico, su modernización y actualización del léxico y la elaboración de un diccionario de referencia
- El estudio y restauración de la onomástica gallega.
- La defensa y promoción de la lengua gallega
- El asesoramiento a los poderes e instituciones públicos sobre temas relacionados con el uso correcto de la lengua y su promoción social.

Enseguida volveremos sobre este aspecto fundamental del trabajo de la Academia. Antes, daremos una rápida visión de cómo se organiza el funcionamiento de la institución (<https://academia.gal/organizacion>). Según los estatutos que acabamos de citar, el principal órgano de gobierno de esta es el Plenario, compuesto por treinta miembros numerarios. Estos miembros son escogidos por el propio Plenario entre intelectuales, estudiosos y escritores residentes en Galicia y que gozan de un notorio reconocimiento por su contribución relevante a la lengua, la literatura y la cultura propias del país. Este Plenario elige cada cuatro años una Comisión ejecutiva encabezada por un Presidente, y también escoge los académicos correspondientes, hasta un máximo de sesenta, que están obligados a colaborar en las tareas propias de la institución. Además, existe la figura de académico honorario, que distingue personalidades relevantes en los distintos ámbitos de nuestra cultura, residentes o no en Galicia.

Debe destacarse que una buena parte de los académicos honorarios son estudiosos extranjeros o gallegos residentes fuera de Galicia; igualmente, entre los académicos correspondientes abundan los residentes fuera de la Galicia administrativa. Este aspecto es especialmente importante si se tiene en cuenta que Galicia es un país fuertemente emigrante y, como hemos señalado, las colectividades de la emigración gallega jugaron un papel muy importante de apoyo a la institución y a la cultura gallega en general. Por otro lado, cabe señalar que los límites del dominio lingüístico gallego son más amplios que los de la Comunidad autónoma de Galicia, de manera que variedades del idioma gallego son habladas también en las comarcas fronterizas administrativamente encuadradas en las comunidades autónomas de Asturias y Castilla-León (provincias de Zamora y León). Los hablantes de estas variedades también están representados en la Academia Gallega, pues en la actualidad hay tres académicos correspondientes procedentes de estos territorios.

Actividad de la Real Academia Galega

La realización de las tareas de la Academia está al cargo de las distintas Secciones, Seminarios y grupos de trabajo en que esta se organiza. Las

Secciones de la Academia son tres: Historia, Literatura y Lengua (<https://academia.gal/seccions>). A su vez, esta última se divide en cinco Seminarios: Gramática, Lexicografía, Onomástica, Sociolingüística y Terminología. Además, la Academia custodia importantes fondos documentales e impresos, de los que se encargan los servicios de Archivo, Biblioteca y Hemeroteca. El catálogo de esos fondos y la reproducción digital de una buena parte de ellos están accesibles en el sitio web de la institución.

Volvemos ahora a las funciones de la Academia en el ámbito de la codificación, el estudio y la defensa del gallego. Como hemos señalado, las primeras normas ortográficas y morfológicas mínimamente articuladas de la lengua gallega fueron aprobadas por la Real Academia Gallega en 1970-1971. Pero fue en 1982, luego de que el gallego se convirtiese en lengua cooficial y de enseñanza obligada en el sistema educativo, cuando se aprobaron las *Normas ortográficas e morfolóxicas do idioma galego*, elaboradas por la Real Academia Galega y el Instituto da Lingua Galega, un código normativo sistemático y amplio, en el que las decisiones normativas vienen acompañadas de la correspondiente justificación científica. Estas normas son las oficiales, y fueron objeto de una revisión (1995) y una actualización de cierto alcance (2003). Otra contribución de gran importancia en el terreno de la codificación y actualización de la lengua gallega es el *Dicionario da Real Academia Galega* (Real Academia Galega 1997; véase Santamarina 2003 y Sánchez Palomino 2013). Primeramente circuló impreso papel; desde hace años, está disponible en abierto, en el sitio web de la RAG, la versión en línea, constantemente revisada, ampliada y actualizada por el Seminario de Lexicografía y con la colaboración de expertos de distintas áreas y de usuarios que envían sus observaciones y sugerencias (<https://academia.gal/dicionario>).

El *Dicionario* en línea contiene casi 60.000 artículos lexicográficos y sus significados, así como información importante sobre la pronunciación, las propiedades gramaticales, los sinónimos, los antónimos, el registro, y otros datos útiles para el uso correcto del vocabulario. Además, ofrece la pronunciación de la mayoría de las palabras, e incorpora la conjugación de los verbos recogidos. El Seminario de Lexicografía de la RAG actualiza de manera continuada este diccionario para acercar un conocimiento cada vez más perfeccionado y puesto al día del léxico. Es posible descargarlo para su consulta en los teléfonos móviles, y recibir avisos de las actualizaciones que se van incorporando. El año pasado registró cerca de veinte millones de consultas, lo que es una cifra muy elevada teniendo en cuenta el tamaño de la comunidad lingüística gallega (alrededor de dos millones de hablantes). Además, la Real Academia Gallega ha creado en colaboración con la Fundación Barrié —una

entidad filantrópica de carácter privado— un Portal das Palabras para la difusión del léxico gallego, de carácter lúdico y didáctico, muy bien acogido en los centros de enseñanza, y ofrece un servicio de consultas en línea, que atiende básicamente dudas de carácter lexicográfico, gramatical y onomástico (<https://portaldaspalabras.gal/>).

De hecho, otra línea de trabajo destacada de la RAG es la onomástica, especialmente importante en el campo de la toponimia. La Ley de Normalización Lingüística de Galicia de 1983 dispone que la única forma oficial de los topónimos de Galicia es la gallega. Debido a la elevada densidad poblacional del país, que se viene manteniendo desde siglos atrás, y al asentamiento extremadamente disperso de la población, Galicia presenta una riqueza toponímica extraordinaria. Se calcula que son más de cuarenta mil los topónimos que se refieren a lugares habitados, lo que representa entre un cuarto y un tercio del conjunto de los topónimos de este tipo de toda la Península. Tras siglos de marginación de la lengua gallega, una parte de esta toponimia ha sido erosionada por una castellanización forzosa y a veces disparatada, y la mayor parte de ella, simplemente, no había sido recogida y sistematizada (Santamarina 1991). El Seminario de Onomástica viene trabajando no sólo sobre la toponimia mayor de las entidades de población, sino sobre todo tipo de toponimia, incluyendo la copiosísima toponimia menor. La Academia prepara un diccionario enciclopédico de nombres y apellidos gallegos, y, dadas las numerosas consultas recibidas de personas que desean recuperar la forma gallega de apellidos castellanizados, ha publicado una lista de los dos mil más frecuentes (Real Academia Galega 2016). Por otra parte, en el próximo futuro está prevista la publicación de una amplia gramática normativa de la lengua gallega, en la que trabaja un equipo ligado al Seminario de Gramática de la Academia (Álvarez Blanco 2005).

Significativamente, el Seminario de Sociolingüística de la RAG, que tengo el honor de coordinar desde 2013, fue creado en 1990, es por tanto el segundo de los que se creó en la institución, ya que el primero fue el de Lexicografía, creado en 1983. Entre los trabajos más relevantes de aquel, es obligado citar el Mapa Sociolingüístico de Galicia, realizado a partir de una encuesta a casi 39000 informantes, y del que se publicaron tres volúmenes de estudios sobre Lengua inicial y competencia lingüística, usos lingüísticos y actitudes (Real Academia Galega- Seminario de Sociolingüística 1994, 1995 y 1996). Con posterioridad, dicho Seminario realizó un estudio cualitativo sobre las actitudes lingüística de la juventud gallega (Real Academia Galega- Seminario de Sociolingüística 2003), y una segunda oleada de recogida de datos para actualizar el Mapa Sociolingüístico, en 2004, que dio lugar a otros tres volúmenes de estudios (Real

Academia Galega- Seminario de Sociolingüística 2007, 2008, 2011). Recientemente, hemos publicado un volumen sobre la evolución sociolingüística de desde 1992 a 2013 (Real Academia Galega- Seminario de Sociolingüística 2016), y estamos trabajando, en colaboración con la Xarxa Cruscát, sobre aspectos como el establecimiento de un índice de uso de las lenguas o la transmisión lingüística intergeneracional (Loredo / Monteagudo 2017).

Aun teniendo en cuenta los problemas de legitimidad social de la autoridad lingüística en la sociedad actual, y más en el caso de una lengua minorizada con un proceso de estandarización claramente deficitario (Lagares / Monteagudo 2017), en la actualidad la RAG cuenta con un amplio reconocimiento social. Sin embargo, le es imprescindible regularizar y mejorar substancialmente su financiación —históricamente paupérrima y en los últimos años precaria—, tanto por parte del Estado como por parte de la Comunidad autónoma —sin olvidar los patrocinios privados, hasta ahora muy escasos— y necesita reforzar sus capacidades técnicas, siempre contando con el concurso del profesorado especializado de las tres universidades gallegas, no sólo en el ámbito filológico-lingüístico, sino también en los distintos campos del saber. La reciente colaboración de un grupo experto en matemáticas en la revisión y ampliación del léxico especializado de ese dominio en el Diccionario de la RAG ofrece un buen ejemplo. Pero el reto inmediato más urgente es, sin duda, la finalización y publicación de la *Gramática* académica que se anuncia para el inmediato futuro. En los tiempos que corren, y teniendo en cuenta las graves amenazas que se cierran sobre el futuro de la lengua gallega, una institución como la RAG se legitima no sólo —o no tanto— por su carisma histórico, sino por su capacidad de hacer frente a los retos del presente, ofreciendo recursos y servicios útiles a la comunidad lingüística, y contribuyendo a labrar un futuro para una lengua milenaria maltratada por la historia y que no acaba de obtener el reconocimiento igualitario del Estado ni de amplios —y sobre todo poderosos— sectores del grupo lingüístico dominante dentro de ese estado.

Referencias bibliográficas

- Alonso Montero, Xesús, 1988. “Prehistoria da Academia Galega. Á procura da norma culta de 1875 a 1905”, *Grial. Revista Galega de Cultura* 99, 8-18.
- Alonso Montero, Xesús, 1991. “O día en que se inaugurou a Academia Galega: o problema da(s) lingua(s)”, en M. Brea / F. Fernández Rei (eds.),

- Homenaxe ó profesor Constantino García*, 2 vols. Santiago: Universidade de Santiago de Compostela, II, 7-18.
- Alonso Pintos, Serafín, 2006a. *O proceso de codificación do galego moderno (1950-1980)*. A Coruña: Fundación Pedro Barrié de la Maza.
- Alonso Pintos, Serafín, 2006b. “A Academia e a regulación do galego escrito. As normas de 1970 e 1971”, *Grial. Revista Galega de Cultura* 171, 50-55.
- Álvarez Blanco, Rosario, 2005. “Entre o uso e a norma. O proxecto de Gramática da Real Academia Galega”, en Álvarez Blanco, R. / Monteagudo, H. (eds.), *Norma lingüística e variación*. Santiago de Compostela: Consello da Cultura Galega / Instituto da Lingua Galega, 61-68.
- Axeitos, Xosé L., 2006. “A Academia galega no discurso construtivo do Rexurdimento”, *Grial. Revista Galega de Cultura* 171, 16-25.
- Beramendi, Justo, 2007. *De provincia a nación. Historia do galeguismo político*. Vigo: Xerais.
- BRAG, 1906. “Constitución de la Academia”, *Boletín de la Real Academia Gallega* I.2, 25.
- BRAG, 1909. “Ortografía gallega: proposición de la Comisión de clasificación de papeletas para la redacción del Diccionario gallego y dictamen de la Comisión de ortografía”, *Boletín de la Real Academia Gallega* III.26, 46-47.
- Boullón Agrelo, Ana I., 2014. “Recorrido histórico por la Real Academia Galega (siglos XIX-XXI): objetivos y logros”, *Revista Internacional de Lingüística Iberoamericana* 12.2 (24), 121-134.
- Fernández del Riego, Francisco, 1996. *A xeración Galaxia*. Vigo: Galaxia.
- Fernández Rei, Francisco, 2008. “A creación do Instituto da Lingua Galega e o desencontro normativo coa Academia”, en Xosé L. Axeitos et al. (eds.), *A patria enteira. Estudos en homenaxe a Xosé Ramón Barreiro*. Santiago de Compostela: Real Academia Galega / Universidade de Santiago, 985-1009.
- Fernández Rei, Francisco, 2018. “A codificación do galego moderno. O papel do Instituto da Lingua Galega e da Real Academia Galega nese proceso”, en Javier Giralt Latorre / Francho Nagore Laín (eds.), *Lenguas minoritarias en Europa y estandarización*. Zaragoza: Pressas de la Universidad de Zaragoza, 77-112.
- Freixanes, Víctor, 2006. “Cartas de Ramón Piñeiro a Basilio Losada, 1970-71”, *Grial. Revista Galega de Cultura* 171, 56-69.
- Freixeiro Mato, Xosé R., 1994. *Sebastián Martínez Risco na cultura galega*. Lairovento: Santiago de Compostela.

- Freixeiro Mato, Xosé Ramón, 2018a. "As primeiras normas da Academia e a perda da súa auctoritas na codificación do galego", *Verba. Anuario Galego de Filoloxía* 45, 299-340.
- Freixeiro Mato, Xosé Ramón, 2018b. "Novas achegas ao debate gramatical na Academia Galega na década de 60 da anterior centuria", *Estudos de Lingüística Galega* 10, 55-72.
- Lagares, Xoán / Monteagudo, Henrique, 2017. "Norma e autoridade lingüística no galego e no portugués brasileiro", *LaborHistórico* 3.2, 12-27.
- López Varela, Elisardo, 2001. *Unha casa para a lingua: a Real Academia Galega baixo a presidencia de Manuel Murguía (1905-1923)*. A Coruña: Espiral Maior.
- Loredo Gutiérrez, Xaquín / Monteagudo, Henrique, 2017. "La transmisión intergeneracional del gallego: comparación con el catalán", *Treballs de Sociolingüística Catalana* 27, 99-116.
- Monteagudo, Henrique, 2003. "A demanda da norma, avances, problemas e perspectivas no proceso de estandarización do idioma galego", en Monteagudo, H. / Bouzada, X. (coords.), *O proceso de normalización do idioma galego (1980-2000). Volume III. Elaboración e difusión da lingua*. Santiago de Compostela: Consello da Cultura Galega, 37-129.
<http://www.consellodacultura.gal/mediateca/documento.php?id=303>
- Monteagudo, Henrique, 2006. "A Academia, o idioma e o nacionalismo, 1906-1930: notas para unha historia", *Grial. Revista Galega de Cultura* 171, 26-37.
- Monteagudo, Henrique, 2008. "Ramón Piñeiro, a Editorial Galaxia e a Real Academia Galega (1950-1962)", *Grial. Revista Galega de Cultura* 177, 98-111.
- Monteagudo, Henrique, 2016. "Lingua nacional, idioma moderno. As Irmandades e a fala", *Grial. Revista Galega de Cultura* 211, 18-29.
- Monteagudo, Henrique, 2017. *Historia social da lingua galega. Idioma, sociedade e cultura a través do tempo*. Vigo: Galaxia.
- Monteagudo, Henrique, 2017. "O Seminario de Estudos Galegos: do cultivo (1923-27) á codificación (1928-36)", en H. Monteagudo / D. Sánchez Vales (eds.), 239-278.
- Monteagudo, Henrique, 2019. "Política lingüística en Galicia: de la normalización sin conflicto al conflicto desnormalizador", en Giralt Latorre, J. / Nagore Laín, F. (eds.) *La normalización social de las lenguas minoritarias*. Zaragoza: Universidad de Zaragoza, 17-55.
- Monteagudo, Henrique / Sánchez Vales, Dolores (eds.), 2017. *No tempo das Irmandades: fala, escrita e prelos*. A Coruña: Real Academia Galega.
- Monteagudo, Henrique / Lagares, Xoán, 2017. "Norma e autoridade lingüística no galego e no portugués brasileiro", *LaborHistórico* 3.2, 12-27.

- Parlamento de Galicia, 1983. *Lei 3/1983, do 15 de xuño, de normalización lingüística*, *Diario Oficial de Galicia* núm. 84 (14.7.1983) y *Boletín Oficial del Estado* núm. 213 (6.9.1983), en línea: http://www.parlamentodegalicia.es/sitios/web/BibliotecaLeisdeGalicia/Lei3_1983.pdf
- Real Academia Galega, 1997. *Diccionario da Real Academia Galega*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega, 2016. *Os apelidos en galego. Orientacións para a súa normalización*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 1994. *Lingua inicial e competencia lingüística en Galicia*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 1995. *Usos lingüísticos en Galicia: compendio do II volume do mapa sociolingüístico de Galicia*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 1996. *Actitudes lingüísticas en Galicia: compendio do III volume do mapa sociolingüístico de Galicia*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 2003. *O galego segundo a mocidade*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 2007. *Mapa sociolingüístico de Galicia 2004. Vol. I: Lingua inicial e competencia lingüística en Galicia*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 2008. *Mapa sociolingüístico de Galicia 2004. Vol. II: Usos lingüísticos en Galicia*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 2011. *Mapa sociolingüístico de Galicia 2004. Vol. III: Actitudes lingüísticas en Galicia*. A Coruña: RAG.
- Real Academia Galega–Seminario de Sociolingüística, 2016. *Lingua e sociedade en Galicia. A evolución sociolingüística 1992-2013*. A Coruña: RAG, 2016.
- Real Academia Galega / Instituto da Lingua Galega, 1982. *Normas ortográficas e morfolóxicas do idioma galego*. A Coruña / Santiago: RAG / ILG.
- Real Academia Galega / Instituto da Lingua Galega, 2003. *Normas ortográficas e morfolóxicas do idioma galego*. A Coruña / Santiago: RAG / ILG.
- Real Academia Gallega, 1912. *Estatutos. Reglamento interior. Reglamento de la Sociedad Gallega de Excursiones. Lista de académicos*. Coruña: Imprenta y fotograbado de Ferrer.
- Sánchez Palomino, María Dolores, 2013. “La tarea lexicográfica de la RAG”, *Boletín de la Real Academia Española* 93, 155-183.
- Sánchez Vidal, Pablo, 2010. *O debate normativo da lingua galega (1980-2000)*. A Coruña: Fundación Barrié de la Maza.

Henrique Monteagudo

- Santamarina, Antón, 1991. “Problemas para la restauración de topónimos gallegos”, en Angeles Líbano Zumalacárregui, Henrike Knörr Borrás (coords.), *Actas de las I Jornadas de onomástica, toponimia, Vitoria-Gasteiz, abril de 1986 = I Onomastika jardunaldien agiriak toponimia, Gasteiz, 1986Ko Aripila*. Bilbo / Bilbao : Euskaltzaindia, 237-246.
- Santamarina, Antón, 2003. “O Vocabulario Ortográfico da Lingua Galega (VOLG). Criterios de elaboración”, en Álvarez de la Granja, M^a / González Seoane, E. (eds.), 2003, *A estandarización do léxico*. Santiago de Compostela: Instituto da Lingua Galega / Consello da Cultura Galega, 53-92.
- Santamarina, Antón, 2009. “Informe de Ramón Piñeiro á Real Academia Galega”, *Boletín da Real Academia Galega* 370, 7-17.

Postkoloniale Sprachenpolitik in Afrika: Äquatorialguinea und die *Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española* (AEGLE)

Max DOPPELBAUER, Wien

1. Äquatorialguinea: Daten und Fakten

Die geographische Zusammensetzung von Äquatorialguinea (Größe: 28.051 km²) im Golf von Guinea verweist auf eine koloniale Geschichte: das Land besteht aus mehreren Inseln, die größte, *Bioko* mit der Hauptstadt *Malabo*, liegt ca. 30 km vor der Küste Kameruns; *Annobón* ist die am weitesten vom afrikanischen Kontinent entfernte Insel, sie liegt 335 km vor der Küste Gabuns, wobei die Inselrepublik *São Tomé e Príncipe* zwischen Bioko und Annobón liegt; außerdem zählen noch die drei vor der gabunischen Küste liegenden Inseln *Corisco*, *Elobey Grande* und *Elobey Chico* dazu. Den Großteil des Landes nimmt mit ca. 26.000 km² der Kontinentalteil ein, der im Norden an Kamerun und im Süden und Osten an Gabun grenzt. Die Grenzen des kontinentalen Landesteils wurden erst am Ende des 19. Jahrhunderts mit dem Lineal in den Kolonialkonferenzen von Berlin (1885) und Paris (1900) gezogen und in die spanische Kolonie *La Guinea Española* integriert.

Das Klima wird durch den tropischen Regenwald und starke Regenfälle charakterisiert, mit einer Temperatur von ca. 30 Grad Celsius das ganze Jahr über. Die Bevölkerung wird auf 700.000 bis 1.000.000 geschätzt. Im Jahre 2010 betrug die Lebenserwartung 51 Jahre (OID 2013). Die Angaben zur Alphabetisierungsrate variieren zwischen 46% (Morgades 2005) und 93% (OID 2013).

Das Bruttoinlandsprodukt besteht zu 91% aus Einnahmen durch Erdöl und Erdgas. Das Land ist einer der größten Erdölproduzenten Afrikas. Die wichtigsten Handelspartner sind die USA und China. Das Pro-Kopf-Einkommen liegt bei 37.400,- USD (im Vergleich dazu Österreich ca. 50.000,- USD). Es handelt sich hierbei natürlich um Durchschnittswerte, und durch kleptokratische Machtverhältnisse kommt der Reichtum des Landes nicht bei der Normalbevölkerung an, was vielleicht am besten durch die niedrige Lebenserwartung zum Ausdruck kommt.

Politisch ist Äquatorialguinea eine Präsidentialrepublik mit einer Verfassung aus 1982, die ein paar Mal reformiert und ergänzt wurde, zuletzt 2011. Die

Anzahl an Ministern und Staatssekretären, nämlich 73 (*sic!*), sagt einiges über die Effizienz des politischen Systems aus.

Äquatorialguinea gilt heute als einziges spanischsprachiges Land Afrikas, wobei natürlich erst definiert werden müsste, was nun ein solches ausmacht. Zumindest ist Spanisch aktuell eine der offiziellen Sprachen der Republik Äquatorialguinea; es kommt in der Verwaltung, in den Medien und im Erziehungssystem zum Einsatz. Seit 1998 ist das Französische ko-offiziell, seit 2010 auch das Portugiesische. Die wichtigsten einheimischen Sprachen sind Fang, Bubi, Pichi, Ndowe und Fá d'Ambó.

2. Historischer Hintergrund

Im Jahre 1472 wurde die heutige Insel *Biooko* vom portugiesischen Seefahrer *Fernão de Póo* entdeckt und für die portugiesische Krone in Besitz genommen. Ab 1475 wird die ehemals unbewohnte Insel *Annobón* von den Portugiesen mit verschleppten Sklaven (vermutlich aus der Gegend des heutigen Angola) besiedelt.

Durch den Vertrag von Tordesillas aus 1494 war – bis auf wenige Ausnahmen – den Spaniern die Kolonisierung Afrikas eigentlich nicht gestattet, denn Amerika sollte das alleinige Ziel der spanischen Ausbeutung sein. Durch den Freundschaftsvertrag mit Portugal von San Ildefonso aus dem Jahre 1777 und jenem von El Pardo aus 1778 konnte Spanien aber sein Kolonialreich auf das tropische Afrika ausweiten. In diesen Verträgen wurde die Insel *Santa Catalina* vor Brasilien gegen die portugiesischen Besitzungen *Fernando Póo* und *Annobón* im Golf von Guinea getauscht. Vermutlich war unter anderem der Zugang zum Sklavenhandel ein Grund der spanischen Krone, ihre Interessen hier neu auszurichten. Doch nach anfangs eher halbherzigen Kolonisierungsversuchen und massiven (auch innen-)politischen Problemen zu Beginn des 19. Jahrhunderts beginnt Spanien erst ab der zweiten Hälfte besagten Jahrhunderts diese Inseln und das anschließende kontinentale Küstengebiet als eigene Kolonie zu verwalten. Inzwischen hatten britische Geistliche die Insel *Fernando Póo* zu missionieren begonnen, und die britische Hafensiedlung *Port Clarence* war entstanden (die spätere spanische Kolonialhauptstadt *Santa Isabel*, das heutige *Malabo*).

Da Versuche, das Gebiet an Großbritannien zu verkaufen, aus unbekanntem Gründen gescheitert waren, versuchte Spanien nun sein Glück verstärkt in Afrika. Einer der Gründe für das intensiviertere Engagement in Afrika ist sicher auch, dass sich der Großteil der amerikanischen Kolonien seit Beginn dieses Jahrhunderts in die Unabhängigkeit verabschiedet hatte. Die Kolonisierung

(und vermutlich auch die Hispanisierung) erreichte im Franquismus einen Höhepunkt.

Nach der Unabhängigkeit Marokkos im Jahre 1956 wurde aber der internationale Druck auf Spanien immer größer und 1968 wurde die Kolonie als *República de Guinea Ecuatorial* in die Unabhängigkeit entlassen. Als Teil des frankquistischen Spanien wurde bis zu diesem Zeitpunkt als einzig mögliche Verwaltungssprache das Spanische verwendet.

In den ersten freien Wahlen 1968, die freilich vom faschistischen Franco-Spanien mitorganisiert wurden, trat Francisco Macías Nguema als Sieger hervor. Wenige Monate nach seinem Wahlsieg verabschiedete er sich von den demokratischen Spielregeln und errichtete eine Diktatur. Im Jahre 1979 wurde er vom Anführer der Streitkräfte und eigenen Neffen, Teodoro Obiang Nguema gestürzt und hingerichtet. Seitdem regiert dieser das Land.

3. Die ethnische und sprachliche Zusammensetzung der Bevölkerung

Justo Bolekia Boleká (2015) unterscheidet in Äquatorialguinea vier größere ethnische Gruppen mit ihren Sprachen, wobei alle Gruppen ethnisch der Bantufamilie zuzuordnen sind: die *Ambös*, die *Bubi*, die *Fang* und die *Ndomès*.

Die *Ambös* lebten ursprünglich auf der Insel Annobón und sprechen *Fá d'Ambô*, eine portugiesisch basierte Kreolsprache, ähnlich jener auf São Tomé e Príncipe. Heute leben viele von ihnen – vermutlich die Mehrheit – in der Hauptstadt Malabo. Näheres bei Zamora Segorbe (2010).

Die *Bubi* waren die ursprünglichen Inselbewohner von Bioko. Durch die unterschiedlichen Etappen der Kolonisierung wurden sie aber zur minorisierten Gruppe auf der Insel. Die Hauptstadt Malabo wird wahrscheinlich mehrheitlich von Fang bewohnt. Rebola, ein Städtchen östlich der Hauptstadt gilt heute als eines der Zentren der Bubi-Kultur. Dieser Ort ist außerdem jener, in dem die regierende Partei des Präsidenten (der Partido Democrático de Guinea Ecuatorial, PDGE) regelmäßig am schlechtesten abschneidet. Sprachlich stehen die Bubi unter mehrfachem Druck; die jüngere Generation scheint das Bubi zugunsten des Spanischen, vielleicht auch des Pichi aufzugeben. Dies sind jedoch Vermutungen, die ich auf persönliche Beobachtungen stütze.

Die *Fang* bilden heute die große Mehrheit im Land und siedelten ursprünglich eher im östlichen Gebiet des kontinentalen Landesteils. Die beiden bisherigen Präsidenten gehören dieser ethnischen Gruppe an. Die ca. 60 km von der Küste entfernte Stadt Niefang bezeichnete ursprünglich den Beginn des Siedlungsgebietes; *nie-fang* bedeutet Grenze der Fang. Laut Bibang Oyee (2010)

wanderten die Fang vor ca. 1000 Jahren aus Ostafrika in dieses Gebiet zu, das ursprünglich von Pygmäen besiedelt war. Die größten Städte des Landes Malabo und Bata werden hauptsächlich von Fang bewohnt. Die übrigen größeren Städte bzw. Siedlungen wie Micomeseng, Añisoc, Ebebiyín, Mongomo, Evinayong, etc. befinden sich ohnedies im ausschließlichen Siedlungsgebiet der Fang.

Die *Ndowès* siedelten ursprünglich an der kontinentalen Küste des Landes. In einigen Romanen aus der Gegend (zB. Mbomio 2016) werden sie auch als „playeros“ bezeichnet, also Strandbewohner. Hauptsiedlungsgebiete dürften immer noch die Küstenregion um Mbini und Kogo sein. Auch in der Hauptstadt Malabo treffen wir auf diese Gruppe.

In anderen ethnischen Aufzählungen wird weiters noch die Gruppe der Bisios erwähnt, wobei es sich bei dieser Gruppe um eine Mischung bzw. Übergangsguppe zwischen *Ndowès* und Fang handeln dürfte. Außerdem siedeln Pygmäen vereinzelt im Lande. Informationen zu dieser Gruppe sind äußerst spärlich; wissenschaftliche Studien dazu sind mir nicht bekannt.

In Malabo treffen wir auf eine weitere sprachlich und historisch hochinteressante Gruppe, die heute als solche verschwunden sein dürfte, aber sprachlich eine äußerst wichtige Spur hinterlassen hat: die *Fernandinos*. Mit britischen Missionaren dürften zu Beginn des 19. Jahrhunderts Sklaven aus Sierra Leone ins damalige Port Clarence (später Santa Isabel, seit 1973 Malabo) gekommen sein. Diese brachten ihre eigene Sprache – ein englisch basiertes Kreol – auf die Insel, das *Pichinglis* genannt wurde. Dieses *Pichinglis* – auch *Pichi* genannt – ist heute die Lingua Franca von Personen, die zwischen den einzelnen Staaten im Golf von Guinea Handel treiben. Während die ursprüngliche Gruppe der *Fernandinos*, die am Ende des 19. Jahrhunderts innerhalb der Gesellschaft Guineas eine Art reicheres Bürgertum repräsentierte, heute verschwunden ist und nur mehr in Nachnamen (wie zB. Davies, Johnson, etc.) weiterlebt, ist deren Sprache ein sehr lebendiges Kommunikationsmedium nicht nur auf den Märkten Malabos und Umgebung, sondern es wird innerhalb der jüngeren Generationen vor allem von Bubi, (aber auch von Fang, Ámbös, etc.) verwendet. Ich vermute, dem *Pichi* kommt hier neben der Rolle einer internationalen Kommunikationsmöglichkeit auch noch eine gewisse Widerstandsfunktion gegen die Allmacht der regierenden Fang, bzw. der Partei des Präsidenten, zu (Näheres bei Doppelbauer 2018).

Abschließend sei noch erwähnt, dass über 90% der Bevölkerung sich zum Christentum bekennen (die große Mehrheit ist röm.-kath.). Es gibt eine kleine muslimische Minderheit, Wikipedia spricht von 4% (?). Interessant ist, dass an

der Südausfahrt von Malabo eine neue Moschee gebaut wurde, die vom Gebäude her größer ist (bzw. größer aussieht) als die römisch-katholische Kathedrale an der *Plaza de la Independencia*.

4. Sprachenpolitik seit der Unabhängigkeit 1968

Politisch betrachtet kann man die Zeit der Unabhängigkeit sehr leicht in zwei Phasen teilen; die erste entspricht der Regierungszeit von Francisco Macías Nguema von 1968-1979 und die zweite der Regierungszeit seines Neffen Teodoro Obiang Nguema Mbasogo von 1979 bis heute.

Der erste gewählte Präsident Macías schaltete ziemlich schnell seine demokratischen Mitstreiter aus und errichtete ein blutiges Terrorregime, dem tausende Bürger zum Opfer fielen; viele, besonders Intellektuelle mussten ins Exil. Er verbot alles Spanische, die spanische Sprache, die katholische Kirche und schloss die Schulen, ohne entsprechende Institutionen der einheimischen Kulturen und Sprachen stattdessen einzusetzen. Nach dem Militärputsch seines Neffen und Militärschefs Obiang am 3. August 1979 wurde er nach kurzem Prozess hingerichtet; das Spanische und die katholische Kirche wurden wieder erlaubt und institutionalisiert. Betrachtet man heute das politische System Äquatorialguineas wird man allzu oft an den klerikalen Faschismus Francos erinnert. Es scheint, als orientiere sich der aktuelle Präsident, der sich in regelmäßigen Abständen wählen lässt, ideologisch am Modell des Franquismus.

Vier Gesetzestexte illustrieren die Sprachpolitik der bereits über 50jährigen Unabhängigkeit:

- die Verfassung von 1968, die sog. „Constitución de la Independencia“
- die Verfassung von 1973, die sog. „Constitución de Bata“
- die Verfassung von 1982, die sog. „Carta Magna de Aconibe“
- die Reform von 2011, die sog. „Carta Magna de San Antonio de Palé“

4.1. *Constitución de la Independencia*

Die Verfassung vom 22. Juni 1968 war das Ergebnis einer Verfassungskonferenz, die 1967 in Madrid stattfand. In der Präambel heißt es wörtlich, dass das Volk von Äquatorialguinea von seinem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch macht, im Bewusstsein seiner geschichtlichen Verantwortung, entschlossen, eine Rechtsstaatlichkeit zu schaffen, in der die individuellen und kollektiven Freiheiten eine echte Garantie und Wirksamkeit genießen, entschlossen, sich der Gemeinschaft unabhängiger Staaten und der Organisation der Vereinten

Nationen anzuschließen und diese zu wahren, und enge Solidarität mit den afrikanischen Völkern gemäß den Grundsätzen der Charta der Organisation der afrikanischen Einheit zu leben, etc. In dieser sog. *Constitución de la Independencia* wurden zunächst die Rechte und Freiheiten des Individuums aufgeführt, die in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte in Art. 3 enthalten sind. Es wird festgeschrieben, dass der Präsident in einer direkten und geheimen Wahl durch allgemeines Wahlrecht gewählt wird, und dieser ernennt dann einen Vizepräsidenten, der aus einer anderen Ethnie als der des Präsidenten stammen muss (Art. 9). Es wird also die Multiethnizität der Gesellschaft berücksichtigt.

Das demokratisch gewählte Parlament soll aus einem 2-Kammern-System bestehen, einer Versammlung aus 35 Abgeordneten (Art. 16) und aus einem Rat der Republik (Art. 41 und 42).

Nach seiner demokratischen Wahl wurden jedoch von Präsident Macías Nguema zahlreiche Artikel der von Spanien vorgefertigten Verfassung (durch Dekret Nr. 115 vom 7. Mai 1971 und durch das Verfassungsgesetz Nr. 1 vom 14. Juli 1972) aufgehoben. Macías übernahm alle direkten Befugnisse der Regierung und der Institutionen der Republik Äquatorialguinea. (Pérez Vaquero 2016)

4.2. *Constitución de Bata*

Nachdem die Verfassung durch die Präsidentendekrete von 1971 und 1972 vollständig aufgehoben worden war, zeigt die Präambel der neuen Verfassung vom 10. Juli 1973 eindeutig die geänderte Politik des Regimes:

Los colonialistas impusieron al país una Constitución que no respondía a sus necesidades reales, con el propósito de garantizar sus intereses egoístas y frenar la marcha del Estado guineano por la senda de una genuina revolución democrática y popular, pero el pueblo se ha levantado y bajo la dirección de su gran Guía, el Presidente Francisco Macías Nguema Biyogo, se esfuerza tenazmente en edificar las nuevas estructuras económicas y sociales del país para salir del lamentable estado de atraso en que lo había sumido el colonialismo. (Constitución de Bata, 1973)

Der politische Pluralismus wurde abgeschafft und im Artikel 50 wurde Francisco Macías Nguema die lebenslange Präsidentschaft garantiert. Es folgten dunkle Jahre der Tyrannei und teilweise ein Zustand völliger Anarchie. Das Spanische wurde verboten. Schulen, in denen Spanisch unterrichtet wurde (also alle), wurden geschlossen. Und auch die katholische Kirche wurde als Kolonialerbe betrachtet und daher verboten bzw. geschlossen. Ab 1973 wurden die

spanischen (bzw. portugiesischen) Toponyme durch einheimische ersetzt. So wurde aus der Insel „Fernando Pôo“ *Bioko*, aus der Hauptstadt „Santa Isabel“ *Malabo*, aus „Sevilla de Niefang“, *Niefang* etc. Die Insel „Annobón“ wurde zu *Pagalú*. (Die Bevölkerung dieser Insel musste wahrscheinlich unter dem diktatorischen Regime am meisten leiden. Gerüchte besagen, dass bei den Wahlen im Jahre 1968 Macías dort am wenigsten Stimmen erlangte. Dies sei der Anlass für besondere Härte des Präsidenten den Inselbewohnern gegenüber gewesen. Ab 1972 durfte die Inselbevölkerung die Insel nicht mehr verlassen. Als die Cholera ausbrach, wurde jede Hilfe verweigert; auch Gabun durfte keine ärztliche Hilfe leisten. Schätzungen gehen davon aus, dass die Hälfte der *Ámbös* damals verstarb. Vermutlich wurde aus diesem Grund die Umbenennung nach dem Sturz des Diktators rückgängig gemacht, und allein in Annobón sind die ehemals kolonialen Bezeichnungen heute wieder die offiziellen.)

Am 3. August 1979 beendete der Militärputsch die Anwendung der Verfassung von 1973, Präsident Macías Nguema wurde am 29. September von einem Militärkommando erschossen. Teodoro Obiang Nguema übernahm die Macht und bis zur Verabschiedung der darauffolgenden Verfassung stellte er das Rechtssystem von vor der Unabhängigkeit durch das Decreto-Lei 4/1980 wieder her. (Pérez Vaquero 2016)

4.3. *Carta Magna de Aconibe*

Am 15. August 1982 wurde in einem Referendum die neue Verfassung mit 95% der Stimmen angenommen, und die sog. "Carta Magna de Aconibe" wurde am 7. September 1982 verabschiedet. Mir ist nicht bekannt, ob bei diesem Referendum Wählerlisten existierten, wer also eigentlich abstimmte bzw. abstimmen durfte, und ob eine internationale Wahlbeobachtung erfolgte. Diese Verfassung wurde in darauffolgenden Jahren mehrfach reformiert. Beispielsweise wurde 1991 der politische Pluralismus festgeschrieben; 1995 wurde ein Verfassungsgericht eingeführt, und die Justiz sollte von Exekutive und Legislative unabhängig werden. Rückblickend muss aber festgestellt werden, dass diese Verfassung nur auf dem Papier existierte, und dass bisher kein modernes, demokratisches und rechtsstaatliches System, weder politisch noch rechtlich, entstanden ist.

1998 wurde außerdem Französisch als zweite Amtssprache eingeführt, offiziell, um die internationale Interaktion mit Ländern der Frankophonie zu erleichtern. (Pérez Vaquero 2016)

2010 wurde auch noch das Portugiesische ko-officialisiert. Da eine der einheimischen Sprachen (Fá d'Ambô) eben *portugiesisch* basiert sei, trage dies

einerseits diesem Umstand Rechnung, war die offizielle Argumentation, andererseits und analog zum Französischen wurden auch internationale Argumente angeführt.

4.4. *Carta Magna de San Antonio de Palé*

Im Jahre 2012 wurde eine neue Reform der Verfassung verabschiedet. Sie wurde am 23. November 2011 in einem Referendum angenommen und am 16. Februar 2012 offiziell verabschiedet. Auch für dieses Referendum gab es keine Wählerlisten, und der Verfassungstext war der Opposition, bzw. dem Stimmvolk unbekannt (EGJustice 2011).

Es sollten (zumindest auf dem Papier) neue und moderne Institutionen und Verfassungsorgane offiziell mit dem Ziel der Stärkung der Demokratie in Äquatorialguinea geschaffen werden.

Ein parlamentarisches Zwei-Kammern-System wurde wieder eingeführt, ein Rechnungshof wurde errichtet, um die öffentliche Funktion der Finanzkontrolle auszuüben (Art. 115), und ein sog. *Defensor del Pueblo* wurde geschaffen, der zur Verteidigung der in diesem Grundgesetz enthaltenen Rechte der Bürger benannt wurde (Art. 122). Politische Parteien sollen zwar Ausdruck von politischem Pluralismus und Demokratie sein, es sollte aber auch sichergestellt werden, dass ethnische Zugehörigkeit, Religion etc. kein Inhalt einer möglichen kollektiven Manifestation sein darf. Da dieser Text in San Antonio de Palé, der Hauptstadt der Insel Annobón, verabschiedet wurde, wird er auch „Magna Carta de San Antonio de Palé“ genannt. (Pérez Vaquero 2016)

Für die offizielle Sprachenpolitik ist seit 1982 der unveränderte Artikel 4 relevant. Er lautet:

Artículo 4: La lengua oficial de la República de Guinea Ecuatorial es el Español. Se reconocen las lenguas aborígenes como integrantes de la cultura nacional.

Die einheimischen Sprachen werden nicht näher benannt. An den öffentlichen Schulen und Universitäten wird wieder Spanisch gelehrt. Das Spanische ist auch Sprache der Medien, wobei Printmedien im heutigen Äquatorialguinea eigentlich nicht existieren. Einziges zeitungähnliches mir bekanntes Produkt ist *El Ébano*, der viermal pro Jahr erscheint. Inhaltlich geht es hauptsächlich um Berichte über Erfolge der Präsidentenfamilie. In anderen offiziellen Hochglanzbroschüren, die manche Ministerien als Jahresberichte präsentieren, werden einige Berichte neben Spanisch auch Französisch abgedruckt. Die offiziellen Seiten des Staates im Internet werden ausschließlich auf Spanisch betrieben.

5. Das Projekt einer eigenen Sprachakademie

Nach den äußerst negativen Erfahrungen der blutigen Macías-Diktatur formieren sich Anfang der 80er Jahre die Intellektuellen und erarbeiten Manifeste, in denen sie die Zugehörigkeit zu der *Hispania* als einen der Grundpfeiler für die neue intellektuelle Arbeit definieren.

Erstmals nimmt Äquatorialguinea im August 1981 offiziell am *Congreso de Hispanistas* an der Universität von Salamanca teil, wo bereits eine doppelte Identität – eine afrikanische wie auch eine spanische – für Guinea definiert wird. Ein Jahr später, im Juli 1982 wird dies am selben Kongress in Mexiko wiederholt und konkretisiert (CIHAC 1985: 15ff.). So wird schließlich von Künstlern und Schriftstellern wie Leandro Mbomio Nsue oder Anacleto Oló Mibuy vom 2. bis 8. Juni 1984 in Bata der *Primer Congreso Internacional Hispánico-Africano de Cultura* organisiert. Dieser Kongress gilt offiziell als emblematische Veranstaltung und außerdem wahrscheinlich als Initialzündung für eine eigene Sprachakademie für das Spanische in Äquatorialguinea. In den abschließenden Empfehlungen des *Informe Final del Primer Congreso Internacional Hispánico-Africano de Cultura* wird berichtet:

[...] Por su historia y por su idiosincrasia, Guinea Ecuatorial está vinculada a la comunidad hispánica. Esta realidad debe conducir a un estrechamiento de sus vínculos culturales, humanos y lingüísticos con la comunidad española, africana e iberoamericana. Establecidos los lazos de Guinea Ecuatorial y la Hispanidad, se hace necesario resaltar que su raíz cultural negro-africana y bantú, debe estimarse en sus innumerables aspectos positivos para que pueda desarrollarse de una manera armónica y contribuir a vitalizar, desde su identidad propia, la vasta cultura hispánica y Africana. (CIHAC 1985: 65f.)

Für die Verwirklichung und Weiterentwicklung in diesem Sinne schließen sie eine Liste an Empfehlungen daran an:

1. A los gobiernos africanos y de los países hispánicos, recomendamos, en primer lugar, que este Congreso sea un punto de partida: interesa a todas nuestras comunidades nacionales y culturales establecerlo con carácter periódico.
2. Al Gobierno de la República de Guinea Ecuatorial el Congreso recomienda las siguientes medidas de conservación y promoción del patrimonio nacional:

a) La adopción de las medidas que aseguren la continuidad del idioma español, lengua oficial del Estado, integrado en el acervo cultural guineano y nexos entre las diferentes etnias que componen la República de Guinea Ecuatorial, etnias que tienen, a su vez, un tronco común en la tradición bantú.

b) Promover el desarrollo de una acción cultural y educativa que potencie los valores de las tradiciones heredadas y adquiridas, como marco que permita el acceso del país a los valores de la cultura universal contemporánea desde su identidad nacional. La identidad cultural guineana se encuentra en la conjunción hispano-bantú.

c) La adopción de medidas que promuevan la política del libro en Guinea Ecuatorial, con el fin de que puedan incrementarse los índices de lectura mediante la expansión de las bibliotecas y la difusión del libro. [...]

g) La incorporación plena de Guinea Ecuatorial, como país hispánico llama la creación de la Academia Guineana de la Lengua Española. Como es usual, esta Academia solicitará, en su día, el carácter de correspondiente de la Real Academia Española y el envío de un representante, como miembro de la Comisión Permanente de las Academias, de acuerdo con los Estatutos de todas ellas. (CIHAC 1985: 65f.)

Hier wurde 1984 ein Projekt vorgeschlagen, das im Großen und Ganzen bis heute umgesetzt wurde. Dies ist vor allem auch deshalb bemerkenswert, da viele andere Punkte des Manifests wie fromme Wünsche klingen, die heute weiter denn je von der Realität entfernt sind, wie beispielsweise:

A los Gobiernos de Guinea Ecuatorial y España recomendamos: Institucionalizar la enseñanza y la difusión de las principales lenguas africanas en la comunidad hispánica, mediante la aprobación de programas de estudios e investigaciones y la creación de los organismos científicos necesarios. (CIHAC 1985: 67)

Hochinteressant beim Projekt einer eigenen Sprachakademie ist u.a. die Bezeichnung als *Academia Guineana*. Diese Bezeichnung soll uns weiter unten beschäftigen. Es dauerte noch bis 2009, bis dieses Projekt Form annahm. In diesem Jahr wurden fünf äquatorialguineische korrespondierende Mitglieder der *Real Academia Española* ernannt, die sich um die Errichtung einer äquatorialguineischen Akademie kümmern sollten. Diese waren: Julián Bibang,

Trinidad Morgades, Agustín Nze Nfumu, Federico Edjoo Ovono und Leandro Mbomio Nsue.

In der Kulturbeilage des *El Mundo* lesen wir völlig unkommentiert:

[...] Los cinco académicos son Julián Bibang Oyee, jefe del Departamento de Filología Hispánica en la Universidad Nacional de Guinea; Trinidad Morgades, vicerrectora de ese mismo centro universitario; Federico Edjoo Ovono, embajador de la República de Guinea en Francia; Agustín Nze Nfumu, embajador de su país en el Reino Unido, y Leandro Mbomio Nsue, uno de los artistas más importantes de África, conocido como «el Picasso negro». (*El Cultural* 2009)

In aller Kürze werden von der Madrider Zeitung abschließend noch Minilebensläufe präsentiert. Julian Bibang ist als Spezialist für das Fang und Autor des ersten zweisprachigen Spanisch-Fang Wörterbuchs der einzige Sprach- bzw. Geisteswissenschaftler in der illustren Runde. Trinidad Morgades ist Schriftstellerin und Vize-Rektorin der jüngst gegründeten Universität, Leandro Mbomio ist Künstler und Bildhauer, die zwei übrigen Mitglieder sind Diplomaten.

Schließlich wird nach Vorarbeit dieses fünfköpfigen Gremiums am 8. Oktober 2013 durch das Präsidialdekret nº 163/2013 die *Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española* (AEGLE) aus der Taufe gehoben. Man beachte, dass mittlerweile aus der *Academia Guineana* eine *Academia Ecuatoguineana* geworden ist.

Durch die Statuten der Akademie wird nun vorerst eine *Junta de Gobierno*, ein Leitungsgremium, zusammengestellt, die aus Präsident, Vize-Präsident, Sekretär, Schatzmeister und Bibliothekar bestehen soll. Diese Funktionen werden wie folgt besetzt: Präsident, Agustín Nze Nfumu; Vize-Präsident, Julián Bibang; Sekretär, Armando Zamora Segorbe; Schatzmeister, José Francisco Eteo Soriso; Bibliothekarin, Trinidad Morgades Besari.

Präsident wurde also ein Diplomat und kein Sprachwissenschaftler. Julian Bibang wurde zumindest Vize-Präsident und Armando Zamora Segorbe aus Annobón ist Spezialist für Fá d'Ámbô. Insgesamt soll die Akademie aus 18 Akademiemitgliedern bestehen. Es werden also noch 13 Mitglieder ernannt, nämlich: Federico Edjo Ovono, Justo Bolekia Boleká, María Nsue Angüe, Maximiliano Nkogo Esono, Carlos Nguema Nsue Otong, Evangelina Filomena Oyo Ebule, Paris Zamora Majeda, María Teresa Avoro Nguema, Fernando Carlos Johnson Johnson, Fernando Ignacio Ondo Ndjeng, Trifonia Melibea Obono Ntutumu Obono und Práxedes Rabat Makambo. Die guineische Aka-

demie wird von einer Gruppe repräsentiert, die einerseits aus Diplomaten, andererseits aus SchriftstellerInnen und Sprachwissenschaftlern zusammengesetzt ist. Justo Bolekia Boleká ist beispielsweise Sprachwissenschaftler an der Universität Salamanca in Spanien und korrespondierendes Mitglied der Real Academia Española in Madrid, außerdem ist er Spezialist für das Bubi und Autor einer Bubi-Grammatik und eines Bubi-Wörterbuchs. Justo Bolekia wurde aber 2017 aus der Akademie ausgeschlossen, offiziell, weil er bei keiner Sitzung anwesend war (aber andere Akademiemitglieder waren dies nachweislich auch nicht und wurden nicht ausgeschlossen). (AEGLE 2017:32)

Überraschend erscheint mir die Ernennung von Trifonia Melibea Obono Ntutumu Obono zum Akademiemitglied, da sie zum Zeitpunkt der Ernennung – 2013 – noch keine einzige Publikation vorweisen konnte; sie ist heute eine der bekanntesten guineischen Schriftstellerinnen, ihr erster Roman erschien aber erst 2016 in einem Wiener Verlag (Obono 2016). Kurz darauf schied sie jedoch aus eigenem Willen aus der Akademie aus.

Im Jahre 2015, beim XV. *Congreso der Asociación de Academias de la Lengua Española* (ASALE) in México D.F., stellte die AEGLE dann offiziell den Antrag zur Aufnahme in eben diesen Zusammenschluss aller spanischen Sprachakademien. Am 16. März 2016 wurde die AEGLE feierlich als vollwertiges Mitglied in die ASALE aufgenommen. Als solches ist es ihre Pflicht, sich um die Erarbeitung einer gemeinsamen sprachlichen Norm, eines Lexikons, einer Grammatik und einer Orthographie zu kümmern. Bei seiner Antrittsrede formulierte der frisch gebackene Präsident Agustín Nze: „El español no es solo idioma oficial en Guinea, sino vínculo de cohesión social, y queremos que recupere su lugar en la sociedad ecuatoguineana. Venimos de África porque creemos en la solidaridad del mundo hispánico“ (AEGLE s.a.).

Im Sommer 2019 verließ einer der letzten Sprachwissenschaftler, Armando Zamora Segorbe, aus persönlichen Gründen die Akademie.

5.1. Die Arbeit der AEGLE

Obwohl der Anteil der Diplomaten innerhalb der Akademie relativ hoch ist, hat mittlerweile die sprachlich normierende Arbeit der Akademie begonnen. Bis zum heutigen Tage zeichnet die AEGLE für ca. 50 Einträge ins *Diccionario de la Real Academia de la Lengua Española* (DRAE) verantwortlich. Besonders stolz ist der Vize-Präsident auf den Eintrag „abaá“ (siehe Abbildung 1, da dieser

in der Printversion des Wörterbuchs in der neuesten Ausgabe einer der ersten Einträge überhaupt ist.¹



Abb. 1: Screenshot des 1. guineischen Eintrags ins DRAE

Doch auch andere Kräfte arbeiten innerhalb dieser Akademie und so werden seit 2017 im öffentlichen Raum Schilder montiert, die auf häufige Rechtschreibfehler und deren Korrekturen aufmerksam machen möchten, mit der Bitte: „Por favor, respeten las normas de ortografía en rótulos públicos“ (siehe Abb. 2 und Abb. 3).



Abb. 2: Schild der AEGLE in Malabo



Abb. 3: Schild der AEGLE in Bata

¹ Aus einem Gespräch mit Julián Biang Oyee in den Räumen der AEGLE in Malabo im Februar 2018.

5.2. „Guineoecuatoriano“ vs. „ecuatoguineano“ – eine intellektuelle Polemik?

Die ehemalige spanische Kolonie *La Guinea Española* heißt seit der Unabhängigkeit 1968 *Guinea Ecuatorial*. Das Adjektiv dazu lautete *guineano* bzw. *guineana*. Dieses Zugehörigkeitsadjektiv war während der Kolonialzeit das einzig mögliche und wird immer noch verwendet, seit den Siebziger Jahren sind noch 2 Varianten dazugekommen, zuerst *guineoecuatoriano*, dann *ecuatoguineano*, respektive *guineoecuatoriana* und *ecuatoguineana*.

In der ersten Ausgabe der Zeitschrift *Palabras* aus 2009 schreibt der heutige Vize-Präsident der AEGLE einen Beitrag mit dem Titel: *Características del español guineano* (Bibang 2009). Er verwendet also noch die alte spanische Bezeichnung. Er beginnt aber seinen Beitrag wie folgt: *Resumir en unos cuantos folios las características del español hablado y escrito por los guineoecuatorianos, o ecuatoguineanos –como prefieren llamarnos otros– no es una tarea fácil por la complejidad del tema y por su extensión [...] (Bibang 2009: 21)*. Er verwendet also beide Termini, *guineoecuatorianos* und *ecuatoguineanos*, wobei er darauf verweist, dass die zweite Bezeichnung eine „von außen“ sei („andere nennen uns so“). In anderem Zusammenhang, nämlich in einem Artikel über Poesie in Äquatorialguinea, schreibt das ehemalige AEGLE-Mitglied Justo Bolekia Boleká (noch vor seinem Hinauswurf):

Guinea Ecuatorial presenta tres gentilicios, a saber: „guineano“, „ecuatoguineano“ y „guineoecuatoriano“. El primero es utilizado –y más conocido– en el mundo hispánico. El Segundo está relacionado con el mundo francoafricano, y tiene cierta carga despectiva (équato), mientras que el tercero es una reivindicación de la “intelligentsia” cultural de dentro del país y de la diáspora, precisamente para destacar su singularidad entre las otras dos Guineas, a saber, la que fue administrada por Portugal (Guinea Bissau) y la que fue administrada por Francia (Guinea Conakry) (Bolekia Boleká 2015b: 80).

Er beschreibt die Bezeichnung *ecuatoguineano* als pejorativ, denn die frankophonen Nachbarn von Guinea Ecuatorial würden die „armen“ Bewohner des Landes despektierlich als „équatos“ bezeichnen. Und *guineoecuatoriano* sei

nun der Terminus, den die Intellektuellen im eigenen Land und in der Diaspora verwenden würden.²

Sehr rätselhaft wird nun die Bezeichnung der eigenen Akademie als *Academia Ecuatoguineana*...

Noch erstaunlicher scheint aber die Tatsache, dass bei den ca. 50 Neueinträgen der guineischen Akademie ins DRAE das Zugehörigkeitsadjektiv „*ecuatoguineano, na*“ ohne jeglichen Kommentar eingetragen wurde (siehe Abb. 4), sucht man aber in der Online-Enzyklopädie nach der korrekten Schreibweise von „*guineoecuatoriano, na*“, wird man enttäuscht und liest die Meldung: *La palabra guineoecuatoriano no está en el diccionario* (Abb. 5).



Abb. 4: Screenshot des DRAE-Eintrags von *ecuatoguineano*



Abb. 5: Screenshot des DRAE-Eintrags: *guineoecuatoriano*

² Der berühmte Sprachwissenschaftler Antonio Quilis verwendet 1983 noch die Bezeichnung „*ecuatoguineano*“ (Quilis 1983), korrigiert sich selbst aber zehn Jahre später und betont, es müsse „*guineoecuatoriano*“ heißen (Quilis/Casado-Fresnillo 1993).

Die Bezeichnung *guineoecuatoriano* fehlt also im DRAE, obwohl sie nachweislich existiert, und sich unter anderem in zahlreichen auch literarischen Texten Beispiele finden lassen. Die AEGLE scheint hier politisch agiert zu haben, bzw. gegen den intellektuellen Usus im eigenen Lande vorgegangen sein. Offensichtlich hat die *Real Academia Española* diesen Eintrag nicht im Detail überprüft, und somit wird die globale spanische Sprachpolitik unter anderem auch von Personen diktiert, die Diktaturen unterstützen, die Intellektuelle ins Exil zwingen.

Natürlich wird heute in fast allen offiziellen Dokumenten die Bezeichnung *ecuatoguineano, na* benützt. Sucht man die Termini über Google kommt man zu folgendem klaren Ergebnis:

<i>guineoecuatoriano</i>	31.400 Treffer
<i>guineoecuatoriana</i>	20.400 Treffer
<i>ecuatoguineano</i>	162.000 Treffer
<i>ecuatoguineana</i>	195.000 Treffer

Die elektronischen Medien favorisieren ganz klar die zweite Bezeichnung, was aufgrund der Machtverhältnisse nicht verwundert.³

6. Zusammenfassung

Äquatorialguinea war bis 1968 spanische Kolonie, die spanische Kolonialgeschichte in Afrika kann aber nur unter sehr vielen Vorbehalten mit jener in den Americas verglichen werden. Die völlige Hispanisierung der Bevölkerung Äquatorialguineas scheint kein Ziel der spanischen Kolonialpolitik gewesen zu sein. Seit 1968 ist das Land unabhängig. Der erste Präsident, Macías, verbot alles Spanische, die Sprache, die Schulen, die katholische Kirche, füllte das dadurch entstehende Vakuum aber durch nichts, und es entstand ein blutiges Terrorregime. Der jetzige Präsident und Neffe des ersten, Obiang, beendete mit einem Staatsstreich 1979 diese anarchischen Verhältnisse und führte das Spanische wieder als Staats- und Unterrichtssprache ein. Offizielle Texte aus den 80ern künden vom offiziellen Willen der Zugehörigkeit zur *Hispanidad*. Trotzdem wurden das Französische (1998) und das Portugiesische (2010) als ko-offizielle Sprachen in die Verfassung aufgenommen.

³ Zumindest das Deutsch-Spanische Online Wörterbuch de.pons.com kennt beide Formen.

2009 werden die ersten konkreten Schritte zur Gründung einer eigenen spanischen Sprachakademie gesetzt. 2013 kommt es zur Gründung und 2016 zur Aufnahme in die ASALE, dem Verband der spanischen Sprachakademien. Mehrheitlich werden aber keine SprachwissenschaftlerInnen als AkademikerInnen berufen, sondern auch Diplomaten; heute ist lediglich noch der Vize-Präsident der Akademie vom Fach. Die Benennung der Akademie als *Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española* macht eine weitere Polemik deutlich, denn durch das Ersetzen der Bezeichnung *guineoecuatoriano* (was die Intellektuellen des Landes favorisieren) durch *ecuatoguineano* (was Intellektuelle als pejorativ betrachten) im *Diccionario de la Real Academia Española*, kommt der politische Charakter der heutigen Sprachakademie in Äquatorialguinea zum Ausdruck. Die Passivität der Real Academia in Madrid ist diesbezüglich äußerst befremdlich.

7. Bibliographie

- Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española (AEGLE), 2017. *Anuario 2017*. Leganés (Madrid): Grupo APYCE / AEGLE.
- Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española (AEGLE), 2018. *Concurso Literario "Miguel de Cervantes"*. Leganés (Madrid): Grupo APYCE / AEGLE.
- Academia Ecuatoguineana de la Lengua Española (AEGLE), s.a. *Una lengua, un destino*. (Infofolder). Malabo: AEGLE.
- Bibang Oyee, Julián, 2009. "Características del español guineano", in: *Palabras. Revista de la cultura y de las ideas*, No. 1, 21-42.
- Bibang Oyee, Julián-Bibang, 2018. *Curso de lengua fang*. Madrid: Aralia XXI / AEGLE.
- Bolekia Boleká, Justo, 2015a. „Identidades etnoculturales de Guinea Ecuatorial“, in: *Quo Vadis Romania?*, Nr. 45, 98-100. URL: <https://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/wp-content/uploads/2018/11/QVR-45-2015.pdf> [30.11.2019]
- Bolekia Boleká, Justo, 2015b. "Hablemos de poesía en Guinea Ecuatorial", in: Díaz Narbona. *op. cit.*, 80-101.
- Congreso Internacional Hispánico-Africano de Cultura (CIHAC), 1985. *Informe final del primer Congreso Internacional Hispánico-Africano de Cultura*. Malabo: Ediciones Guinea (gedruckt bei Anzos S.A., Fuenlabrada, Madrid).
- Constitución de Bata*, 1973. In:

- http://www.cmeyanchama.com/Documents/Guinee/La_constitucion_de_Bata.pdf [30.11.2019]
- De Castro, Mariano L. / De la Calle, María Luisa, 1992. *Origen de la colonización española de Guinea Ecuatorial (1777-1869)*. Valladolid: Universidad de Valladolid / Caja de Salamanca y Soria.
- De Castro, Mariano L. / De la Calle, María Luisa, 2007. *La colonización española en Guinea Ecuatorial (1858-1900)*. Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.
- Díaz Narbona, Inmaculada, 2015. *Literaturas hispanoafricanas: realidades y contextos*. Madrid: Verbum.
- Doppelbauer, Max, 2018. „Metropolen, Sprachen und Identitäten. Die Rolle des Spanischen in der Konstruktion von Stadtidentitäten: 5 Beispiele aus Afrika“, in: *Quo Vadis Romania?*, Nr. 51/52, 77-101. URL: <https://www.univie.ac.at/QVR-Romanistik/wp-content/uploads/2018/12/QVR-51-52-Doppelbauer.pdf> [30.11.2019]
- EGJustice, 2011. “Guinea Ecuatorial celebra referendun sin listas electorales”, in: <https://www.egjustice.org/es/post/afrol-news-guinea-ecuatorial-celebra-referendun-sin-listas-electorales> [30.11.2019]
- El Cultural, 2009. “La RAE nombra cinco ‘corresponsales’ en Guinea Ecuatorial”, in: *El Cultural / El Mundo*, 6. Juli 2009. URL: <https://elcultural.com/La-RAE-nombra-cinco-corresponsales-en-Guinea-Ecuatorial> [30.11.2019]
- Fryer, T. Bruce, 2000. “Aspectos políticos de Guinea Ecuatorial: Raíces hispánicas en África”, in: *Afro Hispanic Review*, Spring 2000, 3-10.
- Maroto Blanco, José Manuel, 2019. “Bí môle y los hermanos Zamora. Memoria de Annobón y crítica al poder”, in: *Wiriko. Artes y culturas africanas*. (04.01.2019). URL: <https://www.wiriko.org/aula-wiriko/bi-mole-y-los-hermanos-zamora/> [30.11.2019]
- Mbomío Bacheng, Joaquín, 2016. *El párroco de Niefang*. Madrid / Wien: Ediciones En Auge.
- Morgades Besari, Trinidad. 2005. “Breve apunte sobre el español en Guinea Ecuatorial”, in: *El español en el mundo. Anuario del Instituto Cervantes 2005*. Madrid: Instituto Cervantes. URL:http://cvc.cervantes.es/lengua/anuario/anuario_05/morgades/p01.htm [30.11.2019]
- Obono Ntutum Obono, Trifonia Melibea, 2016. *Herencia de bindendee*. Viena: Ediciones En Auge.
- Oficina de Información Diplomática (OID), 2013. *Ficha País: Guinea Ecuatorial*. Madrid: Ministerio de Asuntos Exteriores / Gobierno de España.

- Pérez Vaquero, Carlos, 2016. “Las constituciones de Guinea Ecuatorial”, in: <http://archivodeinalbis.blogspot.com/2016/10/las-constituciones-de-guinea-ecuatorial.html> [30.11.2019]
- Quilis, Antonio, 1983. “Actitud de los ecuatoguineanos ante la lengua española”, in: *Lingüística Española Actual*, V, 269-275.
- Quilis, Antonio / Casado-Fresnillo, Celia, 1993. “La lengua y los guineoecuatorialianos. Historia de unas actitudes”, in: *Boletín de la Real Academia Española*, Tomo 73, Cuaderno 260, 1993, 569-588.
- Real Academia Española. *Diccionario de la Real Academia de la Lengua Española*. Madrid. URL: www.rae.es [30.11.2019]
- Riochí Sifá, Juan, ed., 2019. *Nuevas voces de la literatura de Guinea Ecuatorial*. Madrid: Colección Diwan África.
- Ruiz Martínez, Ana María, 2002. “La enseñanza del español como lengua extranjera en Guinea Ecuatorial y la interferencia de las lenguas indígenas.”, in: *El español, lengua del mestizaje y la interculturalidad*. Actas del XIII Congreso Internacional de la Asociación para la Enseñanza del Español como Lengua Extranjera. Murcia: ASELE, 762-770. URL: <https://dialnet.unirioja.es/servlet/articulo?codigo=2802148> [30.11.2019]
- Schlumpf, Sandra, 2016. “Hacia el reconocimiento del español de Guinea Ecuatorial” in: *Estudios de Lingüística del Español*, No. 37, 217-233.
- Vilaró i Güell, Miquel, 2010. *El legado de los jesuitas en Guinea*. Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.
- Yakpo, Kofi, 2010. *Gramática del Pichi*. Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.
- Zamora Segorbe, Armando, 2010. *Gramática descriptiva del Fá d’Ambó*. Vic: Ceiba Ediciones / Centros Culturales Españoles de Guinea Ecuatorial.

Aktuelle Diskussionen zu Sprachpolitik und Sprachnorm in der Accademia della Crusca

Robert TANZMEISTER, Wien

Die Accademia della Crusca wurde 1583 von Lionardo Salviati gegründet¹. Ihre heutige Zielsetzung sieht vor, die italienische Sprache in ihrem historischen Wert als Grundlage der nationalen Identität zu unterstützen, zu erforschen und das Wissen darüber in Italien und im Ausland zu fördern. Sie ist eine Institution der Hochkultur, eine juristische Person öffentlichen Rechts mit wissenschaftlicher, ökonomischer und finanzieller Autonomie, eigenem Statut, ist aber dem Ministerium für Kulturgüter und kulturelle Tätigkeiten (Ministero per i Beni e le Attività Culturali) unterstellt. Ihr Sitz ist in Florenz in der Villa Medicea di Castello.² Im Unterschied zur französischen *Académie française* und der spanischen *Real Academia Española*, denen offiziell die Kontrolle der Sprache übertragen wurde und die auch finanziell wesentlich besser dotiert sind, ist dies der älteren *Accademia della Crusca* nicht gelungen. Dennoch verfügt sie – aufgrund des hohen Sozialprestiges, der Überzeugungsarbeit und Durchsetzungskraft ihrer Forscher – über eine einflussreiche Position, handelt es sich doch nach Marazzini um die größte auf der Welt existierende Institution, die sich mit der Überprüfung des Zustands der italienischen Sprache beschäftigt, über ihr Schicksal wacht und gegen ihre Marginalisierung ankämpft. (Vgl. Marazzini 2018: 8, 11, 81) Seit Jahrzehnten sind in der Akademie namhafte Sprachwissenschaftler vertreten, die auch zu Präsidenten der Accademia gewählt wurden wie

¹ Die Anfänge der entstehenden Institution gehen auf sprachinteressierte Aktivitäten eines Florentiner Freundeskreises in den Jahren 1570-1580 zurück. In der Versammlung vom 25. Jänner 1583 wurden Beschlüsse über Namensgebung, Gesetze und Statuten der Accademia della Crusca mit normativen Zielsetzungen auf Basis des Sprachmodells von Pietro Bembo gefasst. Die Inaugurationszeremonie mit der Festlegung der institutionellen Ziele fand allerdings erst zwei Jahre später am 25. März 1585 statt. Vgl. <https://accademiadellacrusca.it/it/contenuti/primordi-e-fondazione/6982>. [24.10.2019] sowie Parodi 1983: 11-13.

² Vgl. Marazzini 2018: 8, Parodi 1983: 11-12, Articolo 1 dello Statuto Accademico 2011, in: <http://www.accademiadellacrusca.it/it/laccademia/storia/primordi-fondazione> [16.10.2019] und file: ///G:/Artikel/statuto_crusca_2011_definitivo.pdf [30.01.2019]

Bruno Migliorini (1948-1963), Giacomo Devoto (1964-1972), Giovanni Nencioni (1972-2000), Francesco Sabatini (2000-2008), Nicoletta Maraschio, die erste Präsidentin (2008-2014), und Claudio Marazzini (ab 2014)³.

Nach Artikel 1 des Statuto Accademico von 2011 betrachtet die Akademie die italienische Sprache in all ihren kognitiven, kulturellen und sozialen Aspekten in ihrer historischen und aktuellen Realität im Rahmen der europäischen Mehrsprachigkeit und der weltweiten Kommunikation. Die institutionelle Aktivität der Crusca liegt dabei vor allem in der wissenschaftlichen Erforschung der italienischen Sprache und in der Ausbildung von Nachwuchsforschern. Außerdem unterstützt sie alle Aktivitäten schulischer Spracherziehung. Sie setzt sich für die Bewahrung, Aufwertung und Vermehrung des eigenen ererbten historischen Kulturguts mittels Bibliothek, Archiv und Museum ein und macht dieses kontinuierlich weiter zugänglich.

In Artikel 2 ihres Statuts von 2011 werden unter den „Institutionellen Zielsetzungen und Aktivitäten“ vier Forschungsschwerpunkte angeführt: 1. Die Erforschung der italienischen Philologie mit dem Ziel der Förderung des Studiums und der kritischen Edition italienischer Schriftsteller sowie antiker Texte⁴ und die Herausgabe der Zeitschrift *Studi di filologia italiana* mit der dazugehörigen Reihe *Quaderni degli „Studi di filologia italiana“*⁵. 2. Das Studienzentrum

³ Vgl. <http://www.accademiadellacrusca.it/it/laccademia/organizzazione/presidenti-del-laccademia> [24.10.2019].

⁴ Vgl. u. a. Boccaccio, Giovanni, 1976. *Decameron*. Edizione critica secondo l'autografo hamiltoniano a cura di Vittore Branca. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi; 1). Alighieri, Dante, 2000. *La Divina Commedia di Dante Alighieri nobile fiorentino ridotta a miglior lezione dagli Accademici della Crusca*. Riproduzione anastatica dell'edizione Firenze: Manzani, 1595. Introduzione di Severina Parodi, con il saluto della Società Dantesca a cura di Francesco Mazzoni. Firenze: Accademia della Crusca. Bembo, Pietro, 1991. *Gli Asolani*. Edizione critica a cura di Giorgio Dilemmi. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi; 11). Manzoni, Alessandro, 1998. *Adelphi*. Edizione critica a cura di Isabella Becherucci. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi). Passavanti, Iacopo, 2014. *Lo Specchio della vera penitenzia*. Edizione critica a cura di Giannetta Auzzas. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi). Feola, Francesco, 2008. *Gli esordi della geometria in volgare*. Un volgarizzamento trecentesco della *Practica Geometriae* di Leonardo Pisano. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi). Allegri, Laura, (a cura di), 2008. *Volgarizzamento pratese della «Farsaglia» di Luciano*. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi). Manni, Paola, (a cura di), 1990. *Testi pistoiesi della fine del Duecento e dei primi del Trecento*. Firenze: Accademia della Crusca. (Scrittori italiani e testi antichi, 10).

⁵ de' Faitinelli, Pietro, 2016. *Rime*, a cura di Benedetta Aldinucci. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di filologia italiana“; 17). Visconti, Bruzio, 2007. *Le Rime*. Edizione critica a cura di Daniele Piccini. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli

zur Erforschung der italienischen Lexikografie dient zur Förderung der Forschungen zum italienischen Wortschatz mit der Herausgabe der Zeitschrift *Studi di lessicografia italiana* und der dazugehörigen Reihe *Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“*⁶. Historisch gesehen war die Erstellung von Referenzwörterbüchern seit 1590 zentrales Anliegen der Akademie. Das *Vocabolario degli Accademici della Crusca* erschien 1612, die fünfte, unvollendete Auflage⁷ im Zeitraum von 1863-1923. 3. Das Studienzentrum zur italienischen Grammatik hat die Aufgabe, das Studium der historischen, deskriptiven und normativen Grammatik der italienischen Sprache zu fördern sowie die Zeitschrift *Studi di grammatica italiana* und die dazugehörige Reihe *Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“* herauszugeben⁸. 4. Das Zentrum für sprachwissenschaftliche Beratung

„Studi di filologia italiana“; 16). Ronchi, Gabriella, (edizione critica a cura di), 1999. *Il trattato de la spera*. Volgarizzato da Zuccherò Bencivenni. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di filologia italiana“; 15). Leopardi, Giacomo, 1997. *Pensieri*. Edizione critica a cura di Matteo Durante. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di filologia italiana“; 14).

⁶ Felici, Andrea, 2018. *«Parole apte et convenienti»*. La lingua della diplomazia fiorentina di metà Quattrocento. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 13), Giusti, Giuseppe, 2014. *Voci di lingua parlata*, a cura di Piero Fiorelli. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 12), Quaglino, Margherita, 2011. *«Pur anco questa lingua vive, e verza»*. Bellisario Bulgarini e la questione della lingua a Siena tra la fine del Cinquecento e l'inizio del Seicento. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 11), Grassi, Giuseppe, 2010. *Storia della lingua italiana*. Edizione critica, introduzione e commento a cura di Ludovica Maconi. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 10), Gualdo, Riccardo, 1996. *Il lessico medico del De regimine pregnantium di Michele Savonarola*. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 8), Sessa, Mirella, 1991. *La Crusca e le Crusche*. Il «Vocabolario» e la lessicografia italiana del Sette-Ottocento. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 5), Serianni, Luca, 1981. *Norma dei puristi e lingua d'uso nell'Ottocento*. Nella testimonianza del lessicografo romano Tommaso Azzocchi. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di lessicografia italiana“; 1).

⁷ Die Arbeiten zur Vorbereitung der 5. Auflage wurden 1812 mit der Einsetzung einer Kommission aufgenommen. Die ersten Faszikel erschienen dann 1843 bis 1854. (Vgl. Parodi 1983: 131-141;

<http://www.accademiadellacrusca.it/it/laccademia/storia/quinta-edizione> [23.10.2019]).

⁸ Strik Lievers, Francesca, 2012. *Sembra ma non è*. Studio semantico-lessicale sui verbi con complemento predicativo. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 27). Suzuki, Shingo, 2010. *Costituenti a sinistra in italiano e in romeno*. Analisi sincronica e diacronica in relazione ai clitici e altri costituenti maggiori. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 26). Ferrari, Angela, 2003. *Le ragioni del testo*. Aspetti morfosintattici e interpuntivi dell'italiano contemporaneo. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“;

dient dem Zweck, die Beziehungen mit den zahlreichen Ratsuchenden (Institutionen, Ämter, Schulen und Privatpersonen) aufrecht zu erhalten, über den aktuellen empfohlenen Sprachgebrauch und über neue Studien zur italienischen Sprache u. a. in der Zeitschrift *La Crusca per voi* oder über die Webseite der Akademie zu informieren⁹. In diesem Zusammenhang sei auf eine Reihe von – meist kleineren – Publikationen der Accademia della Crusca zur Beschreibung des aktuellen Sprachgebrauchs des Italienischen in medien- und textsortenspezifischer Realisierung in den Reihen *Incontri del Centro di studi di grammatica italiana* sowie *Lingua e cultura. L'italiano in movimento* hingewiesen¹⁰.

24). Cresti, Emanuela, 2000. *Corpus di italiano parlato*. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 21). Catricalà, Maria, 1995. *L'italiano tra grammaticalità e testualizzazione*. Il dibattito linguistico-pedagogico del primo sessantennio postunitario. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 18). Catricalà, Maria, 1991. *Le grammatiche scolastiche dell'italiano edite dal 1860 al 1918*. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 16). Bertinetto, Pier Marco, 1986. *Tempo, aspetto e azione nel verbo italiano*. Il sistema dell'indicativo. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 12). Alfieri, Gabriella, 1992 (1984). *L'italiano nuovo*. Centralismo e marginalità nell'Italia unificata. Firenze: Accademia della Crusca. (Quaderni degli „Studi di grammatica italiana“; 11). Vgl. dazu auch noch die von der Crusca herausgegebene Reihe „Grammatiche e lessici“: Buommattei, Benedetto, 2007. *Della lingua toscana*, a cura di Michele Colombo. Presentazione di Giulio Lepschy. Firenze: Accademia della Crusca. (Grammatiche e lessici). Poggiogalli, Danilo, 1999. *La sintassi nelle grammatiche del Cinquecento*. Firenze: Accademia della Crusca. (Grammatiche e lessici). Maraschio, Nicoletta, (a cura di), 1992. *Trattati di fonetica del Cinquecento*. Firenze: Accademia della Crusca. (Grammatiche e lessici).

⁹ Die Accademia della Crusca stellt einen Beratungsdienst von Sprachwissenschaftlern für alle sprachlich Interessierten zur Verfügung, die grammatikalische, lexikalische Informationen und Klärungen suchen. Die Ergebnisse werden regelmäßig auf ihrer Webseite publiziert und können dann im Archiv konsultiert werden. Vgl. <http://www.accademiadellacrusca.it/it/lingua-italiana/consulenza-linguistica> [23.10.2019] Vgl. dazu auch Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca sowie die ab 2018 erscheinende Internetzeitschrift *Italiano digitale*. La rivista della Crusca in Rete, periodico trimestrale dell'Accademia della Crusca. <https://accademiadellacrusca.it/it/contenuti/lattività-editoriale-della-crusca/7116>. [31.10.2019].

¹⁰ Stefanelli, Stefania, (a cura di), 2012. *La lingua italiana e il teatro delle diversità*. Atti del convegno, Firenze, Accademia della Crusca, 15-16 marzo 2011. Firenze: Accademia della Crusca. (Incontri del Centro di studi di grammatica italiana). Mauroni, Elisabetta/Piotti, Mario, (a cura di), 2010. *L'italiano televisivo 1976-2006*. Atti del Convegno, Milano, 15-16 giugno 2009. Firenze: Accademia della Crusca. Maraschio, Nicoletta/De Martino, Domenico, (a cura di), 2010. *Se telefonando... ti scrivo*. I giovani e la lingua. L'italiano al telefono, dal parlato al digitato. Atti dei convegni, Firenze, Accademia della Crusca, 11 maggio 2007/26 novembre 2007. Firenze: Accademia della Crusca. Vetrugno, Roberto/De Santis, Cristiana/Panzieri, Chiara/Della Corte, Federico, (a cura di), 2008. *L'italiano al voto*. Firenze: Accademia della

1. Normtheoretische Grundlegungen für die sprachpflegerischen Aktivitäten der Accademia della Crusca

Im Folgenden setzen wir uns vor allem mit aktuellen von der Accademia della Crusca diskutierten Fragen und Problemen der Sprachpolitik und Sprachnorm(en)problematik auseinander. Schlaglichtartig sollen einige Beispiele angeführt werden, wie die Accademia ihrem sprachpflegerischen Auftrag mit Hilfe von ‚normativen Diskursen mit Geltungsdrang‘ (vgl. Settekorn 1988: 10, Seiler 2012: 111) nachzukommen versucht und welche diesbezüglichen Schwerpunkte sie in letzter Zeit gesetzt hat. Dabei stützen wir uns auf das vom derzeitigen gewählten Präsidenten Claudio Marazzini 2018 publizierte Buch *L'italiano è meraviglioso*, in dem er in durchaus sprachpflegerischer Intention der Frage nachgeht, wie und warum die italienische Sprache zu retten sei. Seinen Überlegungen zu aktuellen Fragen des Gebrauchs der italienischen Sprache stellt er einen kurzen Abriss der Normdiskussion (vgl. Marazzini 2018: 105-139) voran. Am Beginn des Kapitels „Chi comanda la lingua“ charakterisiert er das Konzept der Sprachnorm als binäre Unterscheidung zwischen sprachlich richtig und falsch als ‚das einfachste der Welt‘: „devi scrivere così, perché soltanto così

Crusca. Accademia della Crusca, Centro di studi di grammatica italiana, (a cura di), 1997. *Gli italiani trasmessi*. La radio. Firenze, Villa Medicea di Castello. 13-14 maggio 1994. Firenze: Accademia della Crusca. Accademia della Crusca, Incontri del Centro di studi di grammatica italiana, (a cura di), 1992. *Gli italiani scritti*. Firenze 22-23 maggio 1987. Firenze: Accademia della Crusca, (a cura di), 1987. *Gli italiani parlati*. Sondaggi sopra la lingua di oggi. Firenze, Palazzo Strozzi. 29 marzo - 31 maggio 1985. Firenze: Accademia della Crusca. Accademia della Crusca, Incontri del Centro di studi di grammatica italiana, (a cura di), 1982. *La lingua italiana in movimento*. Firenze, Palazzo Strozzi. 26 febbraio - 4 giugno 1982. Firenze: Accademia della Crusca. Accademia della Crusca, (a cura di), 2016. *Lingua e processo*. Le parole del diritto di fronte al giudice. Atti del convegno, Firenze, villa Medicea di Castello, 4 aprile 2014. Firenze: Accademia della Crusca. (Le varietà dell'italiano. Scienze, arti, professioni; 6). Pozzo, Barbara/Bambi, Federigo, (a cura di), 2012. *L'italiano giuridico che cambia*. Atti del Convegno di studi, Firenze, 1° ottobre 2010. Firenze: Accademia della Crusca. (Le varietà dell'italiano. Scienze, arti, professioni; 2). Nesi, Annalisa/De Martino, Domenico, (a cura di), 2012. *Lingua italiana e scienze*. Atti del convegno internazionale, Firenze, Villa Medicea di Castello, 6-8 febbraio 2003. Firenze: Accademia della Crusca. (Le varietà dell'italiano. Scienze, arti, professioni; 1). Stefanelli, Stefania/Saura, A. Valeria, (a cura di), 2010. *I linguaggi dei media*. Televisione e internet. Firenze: Accademia della Crusca. (Lingua e Cultura. L'italiano in movimento; 3). Stefanelli, Stefania/Saura, Anna Valeria, (a cura di), 2011. *I linguaggi giovanili*. Firenze: Accademia della Crusca. (Lingua e Cultura. L'italiano in movimento; 2). Stefanelli, Stefania/Saura, Anna Valeria, (a cura di), 2010. *I linguaggi artistici*. Teatro, cinema e canzone d'autore. Firenze: Accademia della Crusca. (Lingua e Cultura. L'italiano in movimento; 1).

è giusto“ (Marazzini 2018: 105), wobei die präskriptive Norm auf die korrekte Schriftsprache vorwiegend in literarischen Texten von renommierten Autoren mit hohem Sozialprestige reduziert wird. Davon weicht die sprachwissenschaftliche Definition des Normkonzepts ab, das in der Varietätenlinguistik auf den Durchschnitt der in einer bestimmten Gemeinschaft akzeptierten Realisierungen rekurriert¹¹, soziologisch zunächst auf den Sprachgebrauch gebildeter Sprecher beschränkt bleibt¹², später aufgrund neuer technischer Möglichkeiten auf den Sprachgebrauch aller Sprecher einer Sprachgemeinschaft ausgeweitet wird. Diese Konzeption umfasst die von der textkorpusbasierten, nach Gebrauchsfrequenz erhobene statistische Norm sowie den von der Mehrheit einer Sprachgemeinschaft¹³ akzeptierten Sprachgebrauch (vgl. Seiler 2012: 77ff.).

André Martinet (1974: 25-45) sah in der Bewusstmachung des nicht-wissenschaftlichen Charakters des normativ-präskriptiven Verhaltens, vor allem in der radikalen Ausprägung des dogmatisch-restriktiven Purismus¹⁴ mit seinem überholten, überzogenen Normkonzept und seiner irrationalen Verurteilung angeblich ‚falscher‘ Gebrauchsweisen, die aber durch ihren frequenten sozialen Sprachgebrauch bestätigt wurden, eine große Errungenschaft der modernen Linguistik, für die nunmehr die jeweiligen tatsächlichen Kommunikationsbedürfnisse der Sprecher entscheidend sind. Damit wird in einem radikalen Perspektivenwechsel der Übergang von der normativ-präskriptiven Betrachtungsweise der Grammatiker zur deskriptiven Sprachbetrachtung der Sprachwissenschaft vollzogen, die unter Berücksichtigung der Konzepte von Variabilität und

¹¹ Eugenio Coseriu versteht unter Norm die in einer Sprachgemeinschaft übliche, gemeinschaftliche Realisierung des Systems (das in einer Sprache Mögliche schon Realisierte oder noch nicht Realisierte), also das, was tatsächlich realisiert wird und realisiert wurde bzw. den Durchschnitt der in einer bestimmten Gemeinschaft akzeptierten Realisierungen (vgl. u. a. Coseriu 1988: 52-55, 266-267).

¹² In der Aufklärung war die Norm auf Rationalität und Konsens der Mehrheit, allerdings unter Ausschluss der „classi popolari“, durch die normative Gewalt über die Sprache begründet. Es handelte sich immer um den Konsens einer hierarchischen Gruppe, in der die Gebildeten, Wissenschaftler, Experten eine dominante Position innehatten. (Vgl. Marazzini 2018: 107-108). Doch auch Coserius Beispiele zu seinem Normkonzept stammten aus der Bildungssprache.

¹³ Vgl. die Kritik am problematischen Begriff der ‚Sprachgemeinschaft‘ von Seiler (2012: 167-168), für den „normative Diskurse nicht nur isoliert auf Einzelsprachen bezogen sind, sondern einer mehrsprachigen Praxis Kohärenz geben.“

¹⁴ Georges Mounin (1975: 18) hatte „Purismus“ zutreffend als „la norme la plus exigeante, la plus restrictive, la plus fausement raisonneuse, et tout ensemble la plus socialement tyrannique“ definiert.

Wandel in Kontexten von Oralkultur (ohne oder mit nur geringen Interferenzen durch Schriftsprache und Schriftkultur) eine datenbasierte Erfassung des Diasystems anstrebte. Nur unter Ausklammerung schriftsprachlicher Einflüsse schien ein Verstehen der Dynamik spontan in einer Gemeinschaft auftretender sprachlicher Veränderungsprozesse möglich. Eigentliches Objekt der Sprachwissenschaft wurde die Erforschung des komplexen dynamisch sich verändernden Sprachsystems der aktuellen, real gesprochenen Sprache, in dem Regeln zu Modalitäten des Sprachwandels wurden.

Norm wird nun in plurizentrischen Sprachen unter Aufgabe des Homogenitätspostulats durch die Koexistenz verschiedener Gebrauchsweisen aufgrund zahlreicher Schwankungen als weniger leicht fassbar charakterisiert. Plurizentrik impliziert immer die Existenz verschiedener Normen (vgl. Sinner 2014: 102-111, Tanzmeister 1995: 199-229). In dieser modernen Version wird Norm als Alternative zwischen verschiedenen Möglichkeiten verstanden und im Sinne einer *norma «mobile»* interpretiert. An und für sich verfügt jeder Sprecher über gewisse Wahlfreiheiten in der realen Sprachverwendung, die jedoch durch soziale Gebrauchsnormen reduziert werden (vgl. Marazzini 2018: 114-115), wobei die Freiheit, sich sprachlich-kommunikativ zu verhalten, eingeschränkter zu sein scheint als allgemein angenommen wird (vgl. Kremnitz 1994: 8).

Unter Rückgriff auf die Variabilität wurde in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Inadäquatheit und Willkürlichkeit des traditionellen Normkonzepts vor allem in der Schule angeprangert. Die „Dieci tesi per l'educazione linguistica democratica“ (u. a. in: De Mauro 2018: 269-280) legten den Schwerpunkt des Sprachunterrichts einer ‚demokratischen‘ Schule auf die gesprochene Sprache als natürliches Repertoire der Lernenden. Entscheidend war nun die kommunikative Funktionalität als Richtschnur für einen intentional nach dem realen Gesprächspartner orientierten gesprochenen oder geschriebenen Text oder Diskurs.

Marazzini kontrastiert die moderne sprachwissenschaftliche, varietätenlinguistische Normdiskussion mit der traditionellen schriftsprachlich-literarischen Modellnormdiskussion. Während die moderne Sprachwissenschaft den Fokus der systemlinguistischen Sprachbetrachtung auf Variation und Sprachwandel im Bereich der gesprochenen Sprache ausrichtete, blieb nach Marazzini die Schriftsprachlichkeit und damit das Interesse an Norm als explizitem Kodex von vorgegebenen Regeln weitgehend ausgeklammert. Doch die Verbreitung einer exemplarischen Norm könne keinesfalls dem Zufall, der Vorherrschaft der Massenkommunikationsmittel, puristischen Fanatikern oder dem Grammatikkorrekturprogramm von Word überlassen werden. Schließlich wurden in

einer langen schriftsprachlichen Tradition auf der Grundlage von prestigeträchtigen, meist literarischen Texten gebildeter Schreiber als Autoritäten mit hohem Sozialprestige weithin akzeptierte, ausformulierte Regeln erarbeitet, die jedoch zu keiner Zeit einheitlich und eindeutig waren und auch permanent Änderungen unterworfen sind. Dieses traditionelle selektiv-präskriptive Normkonzept der traditionellen Grammatiker strebte Regelklarheit und sprachliche Stabilität an. Von diesem Prinzip des „buon uso“ solle daher in der Accademia auch weiterhin nicht abgegangen werden. Auch wenn der Sprachgebrauch von Schriftstellern nicht einheitlich und eindeutig ist, dienen uns ihre prestigebesetzten Formen weiterhin zur sprachlichen Orientierung, wobei es eher darum geht, sich dieser Modellnorm anzunähern als eine rigide Norm anzuwenden. Allerdings erweise sich das Italienische aufgrund seiner historischen Bildungs- und Literaturtradition als schwierige, hypergebildete Sprache¹⁵, wie etwa heute die Konkurrenz der innovativen, analogisch vereinfachenden Form „i pneumatici“ mit der präskriptiv-statuierten „gli pneumatici“¹⁶ exemplarisch illustriert. (Vgl. Marazzini 2018: 115-125, Sabatini 2017: 208)

Ausgehend von der Vorbildfunktion schriftsprachlicher Norm basierend auf literarischen Texten greift Marazzini (2018: 120) in puristischer Tradition wieder auf den Begriff der „Krise“ der italienischen Sprache zurück, der die italienische Sprache in der globalisierten Welt unaufhaltsam entgegen gehe¹⁷. Diese diagnostizierte Krise des Italienischen werde von einem kuriosen Anstieg puristischer Einstellungen begleitet, hinter der sich jedoch eine riskante Form des Konservatismus verberge. Das Festhalten an Sprachformen der Vergangenheit versperre den Weg in die Zukunft, weshalb Linguisten in der Bildung von Neologismen eine Garantie für die Vitalität einer Sprache sehen. (Vgl. Marazzini 2018: 141-142) Wer jedoch zum Gebrauch der Sprache erzieht, habe die

¹⁵ Vgl. Marazzini (2018: 125): „l'italiano è una lingua difficile e ipercolta“ und „L'italiano è una lingua colta, molto colta, forse anche troppo“ (Marazzini 2018:16).

¹⁶ Vgl. Raffaella Setti, 2002: „**Il pneumatico / lo pneumatico**: Per quel che riguarda l'uso dell'articolo (e quindi della preposizione articolata) col sostantivo pneumatico, si può dire che l'alternanza degli articoli il/lo e un/uno (e naturalmente dei plurali corrispondenti i/gli, dei/degli) corrispondono i primi a un registro più familiare, mentre i secondi appartengono ad un uso più sorvegliato della nostra lingua. Niente quindi vieta di usare gli uni o gli altri anche se, nello scritto e negli usi più formali, si ritiene che siano più indicate le forme lo pneumatico, uno pneumatico, gli pneumatici, degli pneumatici.“, in: <http://www.accademiadellacrusca.it/it/lingua-italiana/consulenza-linguistica/domande-risposte/pneumatico-pneumatico>. [24.10.2019].

¹⁷ Vgl. „Non siamo profeti, ma è facile intuire che la lingua italiana, nel mondo globalizzato, andrà incontro a una crisi di cui si manifestano ora i primi sintomi allarmanti, sintomi che spaventano anche altre lingue d'Europa, soprattutto quelle latine.“ (Marazzini 2018: 7-8).

exemplarische Norm zu erkennen und zu befolgen, auch wenn diese – wie im Fall des Italienischen – schwer zu erfassen ist. Der Schule kommt bei der Übermittlung der Tradition und bei der kritischen Auseinandersetzung mit ihr eine entscheidende Rolle¹⁸ zu. Doch auch diese sei von der Krise betroffen. Dementsprechend fällt Marazzinis Synthese zum Zustand der italienischen Sprache aufgrund von Studien und Beobachtungen zum fehlerhaften Sprachgebrauch in Schule, Universität, Rundfunk, Fernsehen, Presse ziemlich ernüchternd aus:

La verità è che gli italiani non conoscono l'italiano. Lo parlano male, ma molto spesso non lo capiscono. (Marazzini 2018: 127)

[...] la società italiana si caratterizza, oggi come in passato, per scarsa densità della cultura, scarsa conoscenza della lingua nazionale a livelli di qualità, faciloneria nell'uso dell'italiano anche nella comunicazione pubblica [...]; non sono rare forme di approssimazione nell'uso della lingua (Marazzini 2018: 136)¹⁹

Abschließend stellt der Sprachhistoriker Marazzini (2018: 240) die Frage nach den Auswirkungen des fortschreitenden Kontaktverlusts mit der historischen und kulturellen Tradition, die jahrhundertlang den konstanten Referenzbezug bildete, heute aber nur noch schwach ausgeprägt sei, wie aus der geringen Beherrschung des Bildungswortschatzes sowie von proverbialen und idiomatischen Ausdrücken durch Jugendliche hervorgehe. Diesem negativen Trend versucht er durch Stärkung des Nationalbewusstseins und durch gehobene, qualitative Sprachmodelle entgegenzuwirken. Er spricht die Hoffnung aus, das Italienisch gleichzeitig alt und neu sei, nicht den vitalen Kontakt mit der durch eine außergewöhnliche Tradition charakterisierten Vergangenheit,

¹⁸ „È nella scuola, dunque, che si gioca la partita per restituire prestigio all'italiano, ciò che significa anche dare peso alla norma, almeno nei casi in cui tale norma è certa per gli utenti colti, ristabilendo un'equilibrata ma irrinunciabile sanzione, che non può essere barattata con il recupero di elementari valori comunicativi.“ (Marazzini 2018: 120).

¹⁹ Vgl. auch Della Valle (2016: 37): „Se i dati statistici di cui disponiamo documentano una situazione pericolosa di crescente analfabetismo di ritorno, se un gran numero di italiani ha difficoltà a capire il significato di molte parole e a interpretare anche brani semplici, se a ogni concorso si constata l'incapacità a scrivere in modo corretto di tanti laureati, la soluzione va cercata altrove: la lingua italiana non si tutela con provvedimenti legislativi o decreti, e tanto meno con consigli superiori, ma promuovendo la cultura e l'insegnamento dell'italiano nella scuola, con iniziative concrete di formazione e di aggiornamento degli insegnanti nel campo della linguistica italiana e delle scienze del linguaggio, e contrastando il monolinguisimo anglofono nell'insegnamento delle discipline scientifiche nelle università.“

die grundlegend für die Kultur Europas und der Welt wurde, verlieren möge. Die Zielvorstellung des aktuellen Präsidenten der Accademia della Crusca liegt in der Beibehaltung der aktuellen Position der italienischen Sprache und dass weiterhin auf Italienisch sowohl über Wissenschaft, Gegenwarts- und Zukunftsfragen als auch gleichzeitig über Sprache und Kultur der Vergangenheit gesprochen werde. (Vgl. Marazzini 2018: 241)

2. Fremdwörter, Anglizismen, Neologismen in der italienischen Sprache

Der lexikalische Austausch von Fremdwörtern zwischen Sprachen hat zweifellos eine jahrhundertelange Tradition. Er geschah zunächst langsam, vor allem in der Bildungsschicht. Die italienische Kulturtradition zeigte historisch keine große Bereitschaft, Lehnwörter aufzunehmen (vgl. Marazzini 2015: 18). In den letzten Jahrzehnten erfolgte jedoch eine immer rascher werdende Zunahme von Fremdwörtern aufgrund neuer kommunikatorischer Notwendigkeiten mit immer stärkeren Auswirkungen in allen Gesellschaftsschichten vor allem durch die weltweite Ausbreitung des Angloamerikanischen als internationale Verkehrssprache. Die weltweite Bedeutung und das Gewicht des Angloamerikanischen zu ignorieren, wäre wohl ein Irrtum und aufgrund der zahlreichen Sprachkontaktmöglichkeiten u. a. in den Massenkommunikationsmedien auch unmöglich. Abgesehen vom technischen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Potenzial weisen die Angloamerikanismen auch besondere strukturelle Vorteile auf wie der hohe Prozentsatz einsilbiger Wörter, die stark reduzierte morphologische Flexion, die relativ leichte Verständlichkeit aufgrund der lateinischen Herkunft großer Teile des Wortschatzes vor allem für Sprecher neulateinischer, romanischer Sprachen. (Vgl. Sabatini 2017: 164-171)

Das Einfügen einer großen Menge von englischen und pseudo-englischen Wörtern in die italienische Nationalsprache kann als Ausdruck der natürlichen Überlegenheit des Englischen über die eigene Sprache interpretiert werden, da die englische Sprache Dinge ausdrücken könne, die Italiener nicht kennen und nicht anders auszudrücken vermögen. Bei Innovationen stellen diese Lehnwörter eine echte Bereicherung dar, erweisen sich aber als überflüssig, wenn dafür ohnedies eigene Ausdrücke zur Verfügung stehen. (Vgl. Marazzini 2018: 48) Daher unterscheidet Marazzini (2018: 51, 142) durchaus polemisch zwischen „dummen“ Neologismen“ (*neologismi stupidi* wie *step*, *mission*, *competitor*, *maladministration*, *sold out*) und „unvermeidbaren Neologismen“ wie *wifi* oder *stent*. Der Neologismus ist berechtigt, wenn er einen konzeptuell wirklich neuen Inhalt ausdrückt, stehen dafür jedoch leicht austauschbare italienische Ausdrücke zur

Verfügung, wird er überflüssig²⁰ wie bei *auditing* – audizione, *backstage* – ret-roscena, dietro le quinte, *cluster* – gruppo, *convention* – raduno, congresso, *dress code* – abito scuro, codice d’abbigliamento, *endorsement* – adesione, sostegno, *fake news* – false notizie, fandonie, *rumour* – voce, pettegolezzo, diceria. Ähnlich ist auch *maladministration* für *malamministrazione* zu bewerten. Bei der Akademie ist auch die Gruppe „incipit“ angesiedelt, die neu auftretende Neologismen und Fremdwörter, bevor sie sich im Sprachgebrauch durchsetzen, beurteilt und Alternativvorschläge erarbeitet. So wurden für *hot spots* „centri di identificazione“, für *voluntary disclosure* „collaborazione volontaria“, für *smart working* „lavoro agile“, für *stepchild adoption* „adozione del configlio“ (auch „adozione del figlio del partner“), für *caregiver* „assistente familiare“, *whistleblower* „allertatore civico“ vorgeschlagen²¹. In der Volkskultur stehen für *whistleblower* einige, negativ konnotierte Ausdrücke zur Verfügung wie *spione*, *gola profonda*, *delatore*. Auch der „fischiettatore“ nimmt sofort die Konnotation eines wenig angenehmen Pfiffs an. In diesem Fall deckt der Anglizismus einen neuen semantischen Bereich ab, der bisher im Italienischen leer war. Allerdings sind zahlreiche französische oder englische Lehnwörter lateinischen Ursprungs wie *abolizionismo*, *aggiornamento*. (Vgl. Marazzini 2018: 15, 54, Robustelli/Marazzini 2016: 76-77) Die Einführung neuer Fremdwörter ist mit neuen sozialen kommunikatorischen Bedürfnissen verbunden, wie das Beispiel von *femminicidio* (vgl. auch Paoli 2013: 49-58, Robustelli 2013: 59-69) illustriert:

Se una società genera forme mostruose di sopraffazione e di violenza, bisogna inventare un termine che esprima quella violenza e quella sopraffazione. E quindi è giusto usare «femminicidio», per denunciare la brutalità dell’atto e per indicare che si è contro la violenza e la sopraffazione. Bene ha fatto la lingua italiana a mettere in circolo la parola «femminicidio»; il generico «omicidio» risulterebbe troppo blando. (Coluccia 2013)

Francesco Sabatini (2017: 169) kritisiert die Sinnlosigkeit vieler Fremdwörter und Anglizismen, für die vielfach italienische Entsprechungen mit der gleichen Bedeutung zur Verfügung stehen, die überdies den Vorteil aufweisen, dass

²⁰ Vgl. auch Marazzini (2015: 23): „*location* per il “luogo in cui è collocata un’azienda turistica”, o, peggio, “arredo del locale”, o, *step* per indicare le “tappe successive di una programmazione”, o *mission* per “il compito e missione di un’azienda”, o, *competitor* per “concorrente”, e perfino *performance*, termine per di più pronunciato spesso in maniera sbagliata, come *proparossitono*.”

²¹ Vgl. <https://accademiadellacrusca.it/it/contenuti/gruppo-incipit/251> [13.11.2019].

sie Sicherheit in Orthografie und Aussprache bieten. Als in italienischen Bahnhöfen die Hinweistafeln *ingresso/entrata* und *uscita* ausschließlich durch *gate* ersetzt wurden, mussten nach Protesten zum Anglizismus die entsprechenden italienischen Ausdrücke hinzugefügt werden.²² Daher ist eine der Hauptzielsetzungen der Akademie, wie in der Pressemeldung der Tagung „La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi“ formuliert wurde, den Italienern das volle Vertrauen in ihre Sprache mit all ihren – einschließlich der wissenschaftlichen und kommerziellen – Gebrauchsweisen zurückzugeben, ohne Nachhutsgefechte gegen das Englische zu führen und mit dem Bewusstsein, dass das Lexikon der für Wandel und Innovation sensibelste Bereich jeder Sprache ist (vgl. Petralli 2015: 13). Luca Serianni (2015: 127) sieht dementsprechend eine der Aufgaben der Sprachwissenschaftler darin, die Reflexion über die Sprache, über ihre identitäre Bedeutung zu fördern und spricht sich für einen bewussten, verantwortungsvollen Gebrauch der Sprache hinsichtlich der Geschichte, aber auch für das Recht jedes Sprachbenutzers aus, sich völlig in den gehörten und gelesenen Worten wiederzufinden. Nach Valeria Della Valle (2015: 69) kann ein korrekter Sprachgebrauch mit der Ablehnung unnützer Anglizismen nicht von externen Eingriffen abhängig sein, soll aber aus der individuellen Verantwortung für einen bewussten Sprachgebrauch und einem wiedergewonnenen Gefühl für eine kollektive Identität heraus entstehen. Michele Cortelazzo (2015: 36) verweist auf die mehrjährige Latenzperiode technischer Fremdwörter, bevor sie sich im Sprachgebrauch nicht spezialisierter Sprecher durchsetzen. Daraus folgt, dass in dieser Phase alternative autochthone Ausdrücke erarbeitet und durchgesetzt werden können. Die Lage wird signifikant erschwert, wenn es sich um Fremdwörter von öffentlichem Interesse handelt, die sich kurzfristig durchsetzen. Nach Jean-Luc Egger (2015: 82-83) wird es ohne ein vielfältiges lexikalisches Erbgut, mit dem die verschiedensten wissenschaftlichen und konzeptuellen Domänen vollständig ausgedrückt werden können, extrem schwierig, Italienisch als offizielle Sprache vollwertig zu gebrauchen sowie ihre Existenzgründe vor allem in den Kontexten, in denen die große Kultursprache sich in Minderheitsposition befindet, zu verteidigen. Daher sei es wesentlich, der italienischen Sprache genügend Sprachmaterialien zur Verfügung zu stellen, um sie korrekt zu kodifizieren und ihr indirekt zu ermöglichen, ihre Rolle als Kommunikationsmittel und Wissensvermittler voll

²² Dazu führt Sabatini (2017: 169-171) u. a. folgende Beispiele an: *location* – collocazione, sede ambiente; *mission* – compito, programma; *performance* – prestazione, rendimento, esecuzione; *competitor* – concorrente; *welfare* – benessere sociale; *spread* – divario scarto; *fund raising* – raccolta di fondi; *election day* – giorno di votazioni; *exit strategy* – strategia di uscita; *nation building* – costruzione (o fondazione) di uno Stato nazionale.

wahrzunehmen. Zur praktischen Umsetzung empfiehlt er die Einsetzung einer linguistischen Arbeitsgruppe für die Überwachung von entstehenden Neologismen. Ohne eine klare politische Intervention sei die internationale Stellung des Italienischen an ausländischen Universitäten und Kulturinstituten im globalisierten Markt unabwendbar gefährdet (Giovanardi 2015: 47-48). In diesem Fall gehe der Widerstand gegen die englische Sprache nicht auf autarkes Gedankengut oder gar auf puristische ‚Rülpser‘ zurück, sondern sei bewusster Ausdruck, dass die italienische Sprache sich ohne lexikalische Erneuerung in den Fachsprachen nicht mehr in den relevanten vitalen Feldern von Wissenschaft und Technik behaupten könne (Della Valle 2016: 37-38).

Die Frage, warum die Italiener eine Vorliebe für Fremdwörter haben, beantwortet Marazzini (2015: 24-25) dahingehend, dass in Italien ein Gefühl kollektiver Identität, das einen Staat im Bewusstsein der Bürger stark macht, sowie eine solide Kenntnis der eigenen Geschichte fehle, um ein Zugehörigkeitsgefühl zur eigenen Nationalkultur zu erzeugen. Auch die Führungsschicht begünstigt Fremdwörter, denn Wörter verändern kostet nichts, vermittelt aber manchmal die Illusion, die Dinge verändert zu haben. Das Hauptproblem aber sei, dass die italienische Sprache von ihren Benutzern nicht wirklich geliebt werde. Zur Überwindung der Krise empfiehlt er konsequenter Weise, die Italiener mögen lernen auf Italienisch zu schreiben.

Zur eigentlichen sprachpflegerischen Aktivität gehört es auch, zu ausgewählten Normproblemen Gebrauchsempfehlungen abzugeben. Die Auskunftsuchenden sehen allgemein die Accademia als Garanten für puristische, also ideologische Sprachbewahrung (Paoli 2014: 49), einer Einstellung, der aber nicht immer von den Akademikern und Akademikerinnen im Kampf gegen soziale Vorurteile und Stereotype unter Verweis auf die selbst regulierende Kraft der Sprache entsprochen wird.

Chi pretende che istituzioni come l'Accademia della Crusca si facciano carico di direttive linguistiche da impartire agli italiani non si rende conto che quest'operazione è impossibile e antistorica. Tutto il faticoso percorso compiuto dall'italiano per diventare lingua della nazione sta a dimostrare che la nostra lingua, come tutte le lingue, non è un organismo immobile, ma una lingua in movimento dotata di una capacità di autoregolazione. (Della Valle 2016: 35)

Der Ehrenpräsident der Accademia della Crusca, Francesco Sabatini, hat in seinem Buch *Lezioni di italiano* (2017: 209-210) einige Ausdrucksmodalitäten angeführt, die er nicht in die italienische Sprache aufgenommen sehen möchte.

Dazu gehört etwa die Disjunktion norditalienischer Herkunft *piuttosto che* in der Bedeutung von „o, oppure“, weil diese zu völliger Unklarheit über die Bedeutung des Gesagten führe. Claudio Marazzini (2018: 197-198) stellt zunächst fest, dass *piuttosto che* – wie Sabatini – statt „o, oppure“ im Sprachgebrauch zwar Fuß gefasst habe. Traditioneller Weise wurde *piuttosto che* jedoch nie für zwei äquivalente Optionen gebraucht, wie es seinem eigentlichen etymologischen Wert entspricht: „più tosto“ bedeutet „più presto“, „anziché“. Dieser rezente innovative Gebrauchswandel vermutlich mailändischer oder Turiner Herkunft wird sogleich verurteilt: die Konjunktion *piuttosto che* könne nicht „oder“ bedeuten, weil sie keine disjunktive Bedeutung habe, außerdem sei *piuttosto che* mehrdeutig, da nicht klar sei, ob die traditionelle oder neue Bedeutung gemeint sei.²³ Von Interesse ist auch der ähnlich argumentierende Kommentar von Ornella Castellani Pollidori in der „Consulenza Linguistica“ der Akademie:

Gli esempi raccolti nel parlato e nello scritto sono ormai innumerevoli e le schede dei sempre più scoraggiati raccoglitori (è il caso della sottoscritta) si ammucciano inesorabilmente. Eppure non c'è bisogno di essere dei linguisti per rendersi conto dell'inammissibilità nell'uso dell'italiano d'un *piuttosto che* in sostituzione della disgiuntiva *o*. Intendiamoci: se quest'ennesima novità lessicale è da respingere fermamente non è soltanto perché essa è in contrasto con la tradizione grammaticale della nostra lingua e con la storia stessa del sintagma (a partire dalle premesse etimologiche); la ragione più seria sta nel fatto che un *piuttosto che* abusivamente equiparato a *o* può creare ambiguità sostanziali nella comunicazione, può insomma compromettere la funzione fondamentale del linguaggio.²⁴

Trotz der hohen Gebrauchsfrequenz wird diese neue Disjunktion mit dem Argument abgelehnt, dass sie im Widerspruch zur Grammatiktradition des Italienischen stehe und zu unklarer Mehrdeutigkeit führe. Allerdings ist die

²³ Auch *La grammatica italiana Treccani* 2012 stuft diesen Gebrauch als nicht korrekt ein: „Da qualche decennio si è diffuso l'uso di *piuttosto che* con il significato disgiuntivo di *o, oppure*, a indicare un'alternativa equivalente. Il fenomeno probabilmente ha avuto origine nel parlato del Nord Italia e ben presto la novità è stata accolta dai conduttori televisivi, dai giornalisti, dai pubblicitari e in seguito anche dalle riviste e dai quotidiani, contribuendo a diffondere un uso improprio.“ (http://www.treccani.it/enciclopedia/piuttosto-che_%28La-grammatica-italiana%29/) [21.08.2019].

²⁴ <https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/uso-di-piuttosto-che-con-valore-disgiuntivo/11>. [06.11.2019], vgl. auch Castellani Pollidori 2002, 4: 11-12.

Kopräsenz alter und neuer Bedeutungen von grammatikalischen oder lexikalischen Formen keine Seltenheit und die Sprecher sind meist in der Lage pragmatisch-kommunikativ diese Ambiguität adäquat aufzulösen. In Verbindung mit dem Gebrauch von *cosa* für „che cosa“ weist Marazzini (2018: 196-197) auf die hohe Gebrauchsfrequenz der Kurzform hin, spricht sich aber allgemein zugunsten des Gebrauchs traditioneller Formen aus.

Sabatini (2017: 47, 215-216) führt als weitere Normprobleme *ma però*²⁵, *ma bensì*, *mentre invece* an und rät vom Gebrauch dieser Doppelformen sowohl beim Sprechen als auch beim Schreiben mit Ausnahme des vertraulichen Telefongesprächs ab, da hier zur Sicherung des Hörverstehens Wörter verstärkt werden können. Diese alten Gebrauchsmodalitäten würden heute als „fastidiosi“ beurteilt. Das oppositive *ma* wird mit dem äquivalenten *bensì* verstärkt, das limitative *ma* mit äquivalenten *però* oder *tuttavia*. Um bei hoher Gesprächsgeschwindigkeit die beiden unterschiedlichen Bedeutungen der Konjunktion *ma* aufgrund ihrer lautlichen Kürze deutlich zu machen, wird sie durch ihr Äquivalent verstärkt. Dieses Argument der lautlichen Verstärkung hätte wohl auch bei *piuttosto che* statt „o“ angewendet werden können. Satzeröffnendes *Ma* hingegen wird als absolut korrekt und funktional angesehen. (Sabatini 2017: 47, 216) Beim Normproblem von *io e tu/ io e te* ist aufgrund von Forschungsergebnissen aus neuen empirischen Studien in italienischen Städten im von Teresa Poggi Salani koordinierten Forschungsprojekt „LinCi *L'Italiano delle Città*“ (vgl. Nesi/Poggi Salani 2013), das versucht die Dynamik der italienischen Kommunikationssprache in ihrer regionalen Variation zu erfassen, mit quasi exklusivem Gebrauch von *io e te* nunmehr eine eindeutige Tendenz, zumindest in der mündlichen Kommunikation, festzustellen, galt doch bisher *io e tu* als traditionelle, korrekte Modellform: „se anche non possiamo certo ritenere scorretta la sequenza *io e*

²⁵ Dabei handelt es sich um ein altes vielfach diskutiertes Normproblem, das von Gabrielli (1980: 118-119) unter Berufung auf Belege von Dante, Manzoni, Verga wesentlich großzügiger beurteilt wurde: „Ma però non è errore, come molti credono e come nelle scuole si continua a ripetere, non è neppure una inutile ripetizione. È una semplice locuzione avverbiale rafforzata che da un tono particolare al discorso.“ Ähnlich liberal argumentiert auch die Accademia in ihrer „Consulenza Linguistica“: „Per chiarezza si può subito anticipare che l'incontro delle due congiunzioni *ma però* (e di *ma bensì*) non è da condannare, a dispetto di quanto sostenuto da una certa tradizione grammaticale e spesso dall'educazione scolastica.“ [...] „Questo doppio valore di *ma* [...] spiega l'antica tendenza ad affiancarla con altri elementi affini che ne rinforzino il significato, come *ma però* o *ma bensì*, *ma tuttavia*, *ma nondimeno*.“
(<https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/incontro-di-congiunzioni-ma-però/88>)
[06.11.2019].

tu, in luogo di *io e te* o di *tu e io*, pensiamo che si tratti di una possibilità della norma ormai destinata a perdersi”²⁶.

3. Englisch als Wissenschaftssprache

An der Polytechnischen Universität von Mailand setzte der Rektor, Giovanni Azzone, eine Regelung unter Berufung auf das Gesetz von Gelmini vom 30. Dezember 2010, n. 240 durch, auf deren Grundlage Studien in der Fremdsprache abgehalten werden können (Cortelazzo 2018). Dadurch konnte Italienisch völlig aus den fortgeschrittenen Universitäts- und Doktoratskursen abgeschafft und obligatorisch durch Englisch ersetzt werden. Aufgrund der besonderen Relevanz, Aktualität und Komplexität der Thematik in politischer, juridischer, kultureller und sozialer Hinsicht²⁷, hat sich die Accademia della Crusca entschlossen, in diese Debatte einzugreifen, bei der in vereinfachender Betrachtungsweise einerseits Englisch als Vehikularsprache der internationalen Kommunikation zwischen Forschern aus ökonomischer Sicht, aber auch als Zeichen der Weltoffenheit und andererseits Italienisch als traditionelle, landesspezifische universitäre Unterrichts- und Wissenschaftssprache einander gegenüber stehen. (Vgl. Maraschio 2013: V, 2016: 9-10) In dem von der Crusca 2013 herausgegebenen Sammelband *Fuori l'italiano dall'università?* zu der in Italien öffentlich geführten Debatte über den Gebrauch des Englischen als exklusive Unterrichtssprache an italienischen Universitäten sprach sich die Mehrheit der beitragenden Autoren für eine institutionelle Zweisprachigkeit oder – wie bereits üblich – für einzelne Kurse oder ganze Hochschulstudiengänge mit freier und bewusster Wahlmöglichkeit für die Studierenden, also für den Status quo, aus (vgl. Maraschio 2013: IX). Auch der Ehrenpräsident der Accademia della Crusca, Francesco Sabatini (2017: 168-169), übte heftige Kritik an der Einrichtung von Universitätskursen ausschließlich in englischer Sprache, da dadurch die italienische Sprache nicht mehr als universitäre Bildungssprache

²⁶ Paoli, Matilde, 04.06.2010. „*Io e te, io e tu o tu e io?*“, in: <https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/io-e-te-io-e-tu-o-tu-e-io/275>. [06.11.2019].

²⁷ Am Institut für Romanistik in Wien leidet die Italianistik vor allem in den in italienischer Sprache abgehaltenen fachwissenschaftlichen Seminaren der Masterkurse darunter, dass zunehmend aktuelle, relevante Studien aus Sprach- und Literaturwissenschaft wegen des Internationalisierungsdrucks nur noch in englischer Sprache zur Verfügung stehen, was sich negativ auf Sprachkompetenz und Motivation der Studierenden zum Erlernen der italienischen Sprache auswirkt, aber auch zu einer Verarmung des wissenschaftlichen Angebots führt, da landesspezifische Forschungsstränge in der angloamerikanischen Wissenschaftstradition oft keinen Niederschlag finden.

zur Verfügung stünde und nunmehr das Studium des Englischen im Zeichen der Internationalisierung der Gemeinschaft der Wissenschaftler das erstrebenswerte Bildungsziel der italienischen Universität sei. Er verweist auf eine bedeutende Zahl von Anwälten, Richtern, Funktionären und leitenden Angestellten im Bereich der Verwaltung, in öffentlichen Einrichtungen, Journalisten, Ärzten, Ingenieuren, Lehrpersonal..., die eine fachliche Ausbildung in der italienischen Sprache benötigen würden. Doch würde weiterhin das Feld der ‚ohrenbetäubenden Propaganda des Englischunterrichts‘ überlassen. Der darauffolgende Rechtsstreit mündete in ein Urteil des Verfassungsgerichts (42/2017), das die angestrebte Stärkung der Internationalisierung durch größere Mobilität der Dozenten und Studierenden und durch die Lehre in der Fremdsprache nicht für ungesetzlich erklärte, aber dahingehend interpretierte, dass es sich um einen Zusatz, nicht aber um eine Ersetzung des Italienischen durch das Englische handle. Die italienische Sprache sei in ihrem offiziellen Charakter, also in ihrem Primat, als Trägerin der immanenten Kultur und Tradition der nationalen Gemeinschaft durch Artikel 9 der Verfassung²⁸ geschützt. Durch die fortschreitende, übernationale Integration der Koordinierungen und durch die Erosion fester nationaler Grenzen könne ohne Weiteres diese Funktion der italienischen Sprache unter vielfältigen Konturen bedroht werden wie etwa durch die Mehrsprachigkeit der gegenwärtigen Gesellschaft, durch die Verwendung einer spezifischen Sprache in bestimmten Bereichen des menschlichen Wissens oder durch die Verbreitung einer oder mehrerer Sprachen auf globaler Ebene, die parallel zur Nationalsprache in verschiedenen Bereichen Verwendung finden, doch sollen diese letztere nicht in eine Marginalitätsposition drängen. Der Primat der italienischen Sprache sei nicht nur verfassungsmäßig abgesichert, sondern auch entscheidend für die andauernde Weitergabe des historischen Kulturguts und der Identität der Republik sowie auch Garant für Schutz und Aufwertung des Italienischen als Kulturgut. Doch hält es der Verfassungsgerichtshof angesichts der Besonderheit und Spezifik der einzelnen Studien für sinnvoll, dass die Universitäten im Bereich ihrer eigenen Autonomie unter Wahrung von Vernunft, Verhältnis- und Zweckmäßigkeit diese auch ausschließlich in der Fremdsprache anbieten können, doch müsse ein komplexes Bildungsangebot garantiert werden, das den Primat der italienischen Sprache,

²⁸ Vgl. Art. 9 der *Costituzione italiana*: „La Repubblica promuove lo sviluppo della cultura e la ricerca scientifica e tecnica. Tutela il paesaggio e il patrimonio storico e artistico della Nazione.“ (<https://www.altalex.com/documents/codici-altalex/2013/12/19/costituzione-italiana#principi>) [02.11.2019]

das Gleichheitsprinzip, das Recht auf Bildung und die Freiheit der Lehre garantiere.²⁹ Dieses Urteil löste eine heftige Polemik in den Massenmedien aus und führte zum Protest, da die einzige Möglichkeit für das Überleben von Wissenschaft und Kultur in italienischen Universitäten an die Abschaffung des Italienischen gekoppelt wäre (vgl. Marazzini 2018: 61-69). Im Zusammenhang mit der Globalisierung spricht sich Marazzini für einen effektiven Bilingualismus mit guten Kenntnissen der Nationalsprache und der dominanten internationalen Sprache aus³⁰. Jedoch sei individuelle Mehrsprachigkeit der individuellen Einsprachigkeit auf jedem Fall vorzuziehen (Marazzini 2018: 139, Marazzini 2016: 41).

4. Gender und Geschlecht im Italienischen³¹

Von besonderem Interesse ist auch, wie sich die Accademia della Crusca in der gesellschaftlich umstrittenen Forderung nach dem Sichtbarmachen des weiblichen Genus in der Sprache durch die Gendersprache verhält. Dazu hat Marazzini (2017c: 133-134) die offizielle Position der Accademia della Crusca skizziert, die für weibliche Berufsbezeichnungen – insbesondere in Verbindung mit dem Familiennamen – eintritt, wird jedoch nur das Amt in offiziellen Akten genannt, sei die generische maskuline Form zu verwenden. Beim Oszillieren zwischen nicht markierter männlicher und weiblicher Form sei sprachlich eine klare Tendenz abzuwarten. Allerdings scheine der mangelnde Respekt Frauen gegenüber nicht im Gebrauch der nicht markierten maskulinen Form zu liegen. Weibliche Amtsbezeichnungen wie *ministra*, *sindaca* hängen nicht von der Grammatik ab, die sowohl die traditionelle maskuline Form als auch die innovative weibliche Form akzeptiert, sondern wurden in einer ideologischen Auseinandersetzung von Frauen in die Sprache eingebracht, als diese neue Räume in Politik und Arbeitswelt besetzten. Besonders häufig werden Anfragen an die Accademia della Crusca zu den Bezeichnungen von *sindaca* und *ministra* gerich-

²⁹ Vgl. Sentenza 42/2017, in: <http://www.giurcost.org/decisioni/2017/0042s-17.html>. Ufficio Stampa dell'Accademia della Crusca, 27.02.2017. „La sentenza della Corte Costituzionale ha riconosciuto appieno il primato e il valore della lingua italiana“, in: <https://accademiadellacrusca.it/it/contenuti/la-sentenza-della-corte-costituzionale-ha-riconosciuto-appieno-il-primato-e-il-valore-della-lingua-i/6154> [03.10.2019].

³⁰ Diese Forderung fällt hinter die bildungspolitische Intention des Europarats und der EU mit der Zielsetzung eines mehrsprachigen Europas mit sprachkompetenten EU-Bürgerinnen und Bürgern in drei Sprachen (nach der Formel „Muttersprache plus zwei“) zurück.

³¹ Vgl. Marazzini 2018: 200-217: „Lingua, genere, sesso“.

tet. Beispielsweise stehen zur Bezeichnung einer Frau, die das Amt eines Ministers bekleidet, theoretisch folgende Optionen zur Verfügung: *il ministro, la ministra, la ministressa, la ministro, la donna ministro, il ministro donna*. Davon haben *la ministro, la ministressa, la donna ministro, il ministro donna* in der Sprachpraxis kaum überzeugt. Bleiben *la ministra* oder *il ministro*, wobei die gendergerechte Anredeform *la ministra* vorzuziehen sei. (Vgl. Zarra 2017: 28-31) Diese Thematik ruft zahlreiche Reaktionen hervor, obwohl es sich – nach Marazzini – nicht um das Hauptproblem der italienischen Sprache handelt. Die Forderung nach neuen weiblichen Ausdrücken bei Berufsbezeichnungen für Frauen und bei von Frauen ausgeübten öffentlichen Ämtern antwortete auf den Anspruch auf Erneuerung, der mit den Veränderungen der Lebensbedingungen der Frau als unmissverständliches Indiz für die stärkere Präsenz von Frauen in Politik und Arbeitswelt einhergeht³². Marazzini unterscheidet einerseits zwischen den legitimen Ansprüchen der Protagonistinnen der zivilen Revolution und der feministischen Politik sowie andererseits den verbindlichen Kriterien derjenigen, die eine technische Unterstützung fordern, um diese Revolution in institutionell und sprachlich umsetzbaren Normen zur Sichtbarmachung der Frau in der Sprache zumindest für Teile der Gesellschaft zu verwirklichen. In diesem Kontext wirke eine ausgeglichene Position der Akademiker unbequem, weil sie radikale Befürworter und Gegner gleichermaßen abstoße. Deshalb empfiehlt er, vor weiblichen Familiennamen das weibliche Substantiv zu gebrauchen («La presidente Boldrini», «La ministra Boschi») und die nicht markierte männliche Form des Substantivs, wenn die Amtsbezeichnung in offiziellen Akten Erwähnung findet («La circolare del ministro», «Il ministro decreta»), unabhängig davon, ob der Amtsträger männlich oder weiblich sei.

Buona soluzione mi pare quella di adottare il femminile quando abbiamo il nome («La presidente Boldrini», «La ministra Boschi»), il maschile non

³² Vgl. Gomez Gane 2017: 13. Diese Diskussion ist in Italien keinesfalls neu. Schon 1986 erschienen die *Raccomandazioni per un uso non sessista della lingua italiana* von Alma Sabatini (1993), der das Verdienst zukommt, Sprachstrategien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs einzusetzen und den sozialen Aufstieg von Frauen in neue berufliche und institutionelle Rollen sprachlich zu reflektieren. Die Ablehnung weiblicher, mit dem Suffix *-essa* gebildeter üblicher Formen (wie *studentessa, professoressa, vigilessa*) sowie der Vorschlag, Adjektive mit dem numerisch mehrheitlichen Genus übereinzustimmen, stießen hingegen durchaus auf Kritik. (Vgl. Zarra 2017: 24, Marazzini 2017b: 128-129).

marcato quando la carica è menzionata di per sé in atti ufficiali («La circolare del ministro», «Il ministro decreta», maschio o femmina che sia). (Marazzini 2018: 212, vgl. auch Gomez Gane 2017: 17, Zarra 2017: 48)

Eine adäquatere öffentliche Darstellung der gesellschaftlichen Rolle der Frau in der Sprache ist zwar deklariertes Ziel, doch manifestiert sich sowohl in institutioneller als auch in alltäglicher Kommunikation Widerstand gegen die Anpassung der Sprache an die neue gesellschaftliche Realität (vgl. Robustelli 2016: 12-13). Während weibliche Berufs- und Amtsbezeichnungen wie die weit verbreiteten Ausdrücke *la sindaca*, *la ministra*, *la magistrata*, *la presidente* weitgehend akzeptiert werden, stößt hingegen „la presidenta“ weiterhin als „sciocchezza“ (Marazzini 2018: 203) auf schroffe Ablehnung. Wenn Formen wie *ministra* oder *sindaca* den Sprechern noch seltsam klingen, hängt dies mit der mangelnden Gewöhnung des Gebrauchs dieser Formen zusammen. Diesbezüglich bestehen hingegen bei *maestra*, *infermiera*, *modella*, *cuoca*, *nuotatrice* keine Einwände (Robustelli 2016: 12). Aus der von Giuseppe Zarra (2017: 19-120, bes. 46-49) durchgeführten empirischen Studie zum aktuellen Gebrauch des nicht markierten Maskulinums sowie der weiblichen Berufsbezeichnungen und Amtstitel im Vergleich zu anderen diesbezüglichen Studien geht insgesamt eine Zunahme weiblicher Berufsbezeichnungen hervor. Auch reduziert sich das Verhältnis der Okkurrenzen von weiblichen zu männlichen Berufsbezeichnungen, mit Ausnahme von *magistrata* zu *magistrato*. *Deputata* und *ministra* liegen bereits über der Hälfte der männlichen Vorkommen. Dennoch überwiegt mehrheitlich *il ministro* für Ministerin und Minister. Die erhobenen Zahlen im Internet dokumentieren aber auch die hohen Frequenzunterschiede: *sindaco* weist 16.900.000 Okkurrenzen auf im Vergleich zu *sindaca* 374.000, *assessore* 8.390.00 zu *assessora* 290.000, *magistrato* 630.000 zu *magistrata* 7.790, *ingegnere* 571.000 zu 7.420, *chirurgo* 560.000 zu *chirurga* 2.990. Wie ersichtlich wird, besteht bei *chirurga*, *ingegnera* und *magistrata* ein sehr großer Abstand zu den generischen männlichen Okkurrenzen. In Tageszeitungen dominiert bei der Kombination von weiblichen Berufs- bzw. Amtstiteln vor Familiennamen die Kombination *l'architetto* + Familienname (68.300 Okkurrenzen) gegenüber *l'architetta* + Familienname (753 Okkurrenzen) signifikant. Ähnliches gilt mit geringeren Vorkommensfrequenzen für *il ministro* + Familienname im Vergleich zu *la ministra* + Familienname (59.000 zu 11.800). Die Bezeichnung *la ministro* kommt heute kaum noch vor. Ebenfalls selten wird der Zusatz *donna* (*la donna chirurgo*) verwendet, außer bei den weiblichen Berufsbezeichnungen, die sich nicht durchgesetzt haben wie *chirurga*, *ingegnera*, *magistrata*. Interessanterweise ist *la sindaca* vor Familiennamen (12.700)

häufiger als *il sindaco* vor Familiennamen (7.170) zur Bezeichnung von Bürgermeisterinnen. Besonders stark ist die Zunahme weiblicher Berufsbezeichnungen in den Bereichen von Arbeit und Politik, in denen der Anteil von Frauen sehr hoch ist. Auch politische Einstellungen beeinflussen die Präferenz, bei linksliberalen Wählern sind weibliche Berufsbezeichnungen für Frauen häufiger, bei konservativen Wählern dominiert hingegen die generische männliche Form. Insgesamt manifestiert sich jedoch weiterhin eine signifikante Resistenz des markierten Maskulinums (neutral oder inklusiv) trotz gezielter sprachpolitischer Maßnahmen zugunsten der Feminisierung weiblicher Berufstitel.

Im Zusammenhang mit der Diskussion zur Gendersprache verweist Marazzini (2018: 208, 2017b: 127-128, 2016: 45-46) auf den Anthropologen Claude Lévi-Strauss und den Philologen, Linguisten und Religionshistoriker Georges Dumézil, die im Namen der *Académie française* erklärten, dass das grammatische Genus nicht von sich aus an die einzige Frage des Sexus gebunden ist, sondern Teil eines Sprachfunktionsmechanismus als Struktur ist, um Übereinstimmungen sicherzustellen und die Verstehbarkeit des Textes zu gewährleisten. Diese rein grammatikalischen Übereinstimmungen haben sich in jahrhundertelangen Prozessen nicht immer kohärent, aber jedenfalls funktional herausgebildet.

Bei der Verwendung des ebenfalls kontrovers diskutierten generischen unmarkierten Maskulinums zur Bezeichnung gemischtgeschlechtlicher Gruppen blieben weibliche Gruppenmitglieder – nach Meinung der Befürworter der Gendersprache – verborgen und systematisch ausgeblendet. Dementsprechend wäre zur Vermeidung eines sexistischen Sprachgebrauchs auf das generische Maskulinum zu verzichten. Dies hätte zur Folge, dass zahlreiche Texte (Verfassung, Gesetzestexte...) mit erheblichem Aufwand korrigiert und neu ediert werden müssten. Würde also der vereinfachende Mechanismus des generischen Maskulinums (z. B.: „Siete arrivati tutti“, das sich auf eine Gruppe von Freunden und Freundinnen bezieht) gestrichen, hätten die Sprecher bei jedem Sprechakt mehr Sprachbewusstheit und Sprachkontrolle aufzubringen, was im Widerspruch zum sprachökonomischen Prinzip des minimalen kommunikativen Sprachaufwands steht. Daher spricht sich Marazzini (2018: 206) aus faktischen, sprachökonomisch-praktischen, kommunikativen Gründen für die Beibehaltung des generischen unmarkierten Maskulinums aus, das in allen europäischen Sprachen existiere und an der auch von der (sprachkonservativen) *Académie française* festgehalten wird.

Non converrà accettare la soluzione più economica, cioè mantenere in vita il «maschile non marcato», che esiste del resto in tutte le lingue europee e che è stato assolto anche dall'Académie française? (Marazzini 2018: 206, vgl. 2017a: 10)

Doch diese Stellungnahme will er keineswegs als endgültige Antwort auf eine komplexe Problematik verstanden wissen, da er in Zukunft von einer weiteren Zunahme der gesellschaftlichen Relevanz von Frauen ausgeht, die auch sprachliche Konsequenzen nach sich ziehen werden.

Im Namen der Genderunterschiede oder der Gleichheit an Rechten und Pflichten werden auch weitergehende Übereinstimmungsregeln im Bereich der Morphosyntax etwa beim Adjektiv je nach Position (Nähe oder Distanz) des männlichen oder weiblichen Terminus entsprechend den syntaktischen Strukturmustern „la ministra e il ministro sono bravi“ oder „il ministro e la ministra sono brave“ gefordert. Hier manifestiert sich die Präferenz des Akademiepräsidenten in diesem „Sprachspiel“ klar, wenn er einer substanzuell ‚natürlichen‘ Lösung des Sprachsystems eine verbindliche, von außen diktierte, Regelung gegenüberstellt. (Vgl. Marazzini 2018: 207-208)

Marazzini präsentiert zur Illustration einen Text nach den radikalen Vorstellungen der Gendersprache (A), einen traditionellen, sprachlich konservativen, die Gendersprache ablehnenden (B) und einen ‚ausgeglichenen‘, die Gendersprache gemäßigt nutzenden Text (C). Der alle Forderungen der Gendersprache berücksichtigende Text (A) ist mit Abstand der längste, der traditionelle, antifeministische Text (B) der kürzeste. Die Kompromissvariante (C) weist eine mittlere Länge auf. Marazzini spricht sich für diesen Mittelweg der demokratischen Kompromissvariante (C) aus, die einige Ansprüche respektiert (wie Doppelformen bzw. Doppelnennungen: *studenti e studentesse, le donne e gli uomini*, Orientierung der Berufsbezeichnungen und Amtstitel am natürlichen Geschlecht), aber zu überzogene Forderungen (etwa das generische Femininum) ablehnt, weil sie mit einem hohen kommunikatorischen Mehraufwand für Sprecherinnen und Sprecher verbunden sind. Aus der Geschichte der Sprachnormendiskussion wissen wir, dass künstliche Eingriffe in Sprachmechanismen vielfach auch aus Gründen der Sprachökonomie nicht angenommen werden. Jahrzehntlang von Sprecherinnen und Sprechern internalisierte, automatisierte Sprachstrukturen können nicht so einfach konstruktivistisch durch neue Regeln von außen ersetzt werden. Das ändert aber nichts daran,

dass diskriminierende Diskurse zu sanktionieren und zu vermeiden sind³³. In den Publikationen der Accademia werden auch von ihren Mitarbeiterinnen engagierte, emanzipatorische, feministische Positionen vertreten, die die Diskriminierung von Frauen durch die Sprache und vielfach unbewusst wirkende, frauenfeindliche Vorurteile und Stereotype transportierende Diskurse anprangern und sich auf Basis eines Modells der Anerkennung der Genderunterschiede bei de facto Rechtsgleichheit von Frauen und Männern für sozio-kulturelle Verhaltensänderungen im Sinne von respektvollen, nicht diskriminierenden sprachlich-diskursiven Praktiken einsetzen (vgl. Robustelli 2014: 61-69).

Es zeichnen sich zwei entgegengesetzte Tendenzen ab: eine normative zugunsten weiblicher Berufsbezeichnungen und Amtstitel, unterstützt von der Accademia della Crusca, und eine traditionelle zugunsten der Verwendung des neutralen, generischen, inklusiven Maskulinums. Die überwiegende Präferenz der generischen männlichen Form wird auf Unsicherheiten der Sprecherinnen und Sprecher über die Akzeptabilität der weiblichen Bezeichnung, auf die Auffassung, dass bei Geschlechtergleichheit die inklusive männliche Bezeichnung größere Seriosität ausdrücke (vgl. Zarra 2017: 47, Robustelli 2016: 12), sowie auf die komplexe Morphologie des Italienischen zurückgeführt. Die Accademia della Crusca steht gewissen feministischen Forderungen wie den weiblichen Berufsbezeichnungen und Amtstiteln positiv gegenüber, argumentiert aber im Fall der Substitution des generischen, inklusiven Maskulinums oder bei komplexeren morphosyntaktischen Eingriffen in die Sprache wie bei der Übereinstimmung von Substantiv und Adjektiv nach der Wortstellung eher skeptisch bis ablehnend mit zusätzlichem kommunikatorischen, aber auch ökonomischen Mehraufwand. Auf jeden Fall werden autoritäre sprachpolitische Eingriffe in die Sprache abgelehnt (vgl. Marazzini 2017b: 129), auch sei die Wahlfreiheit der Sprecher zu respektieren (vgl. Gomez Gane 2017: 15-16).

5. Versuch einer Bilanz

Eine zentrale Aufgabe der Accademia della Crusca ist die Förderung der italienischen Sprache und des Sprachbewusstseins ihrer Sprecher national und international. Der eigentliche Schwerpunkt ihrer Forschungsaktivitäten liegt zweifellos im Bereich der diachronen philologischen, lexikographischen Studien sowie der kritischen Edition älterer Texte. Weitere zentrale Anliegen sind

³³ Angesichts der aktuell weltweit dominierenden politischen und sozialen Diskurse (u. a. im Internet) mit stark diskriminierenden Inhalten erweist sich die Idealrepräsentanz von Diskursen mit nicht-diskriminierenden Inhalten als eine zwar wünschens- und anstrebenswerte ferne soziale Utopie.

die Wahrung des großen sprachlich-kulturellen Erbes sowie die Unterstützung des schulischen Sprachunterrichts. Im Unterschied zu anderen sprachpflegerischen Institutionen wie der *Académie française* oder der *Real Academia Española* spielt die Erstellung von Referenzwörterbüchern oder Referenzgrammatiken zur Fixierung statuerter, präskriptiver Normen einerseits aufgrund eines diesbezüglich fehlenden Auftrags, andererseits auch aufgrund signifikant geringerer Staatssubventionen keine Rolle mehr. Der Anteil aktueller Arbeiten zur sprachwissenschaftlichen Beschreibung der italienischen Gegenwartssprache ist vergleichsweise bescheiden. Dennoch finden sich u. a. dazu relevante Studien zur geschriebenen und gesprochenen Sprache, zur Sprachvariation in Textsortenspezifika und medialer Differenzierung (u. a. zur Wissenschaftssprache, Sprache des Rechts, Sprache und Sprachvariation in Rundfunk, Fernsehen, Theater, Internet, Telefonkommunikation) sowie zur Jugendsprache (vgl. Fn. 10). Bei sprachpolitischen Fragestellungen bemüht sich die Accademia um eine internationale, vergleichende Perspektive³⁴ (Marazzini 2016: 39-41). Zur Unterrichtssprache an der Universität im Spannungsfeld zwischen angloamerikanischer Internalisierung und italienischer Nationalsprache bezog sie zugunsten der letzteren eindeutige Stellung, auch äußerte sie sich kritisch zu Fremdwörtern und Anglizismen, vor allem, wenn bereits äquivalente italienische Ausdrücke zur Verfügung stehen. Differenziert positioniert sie sich bezüglich der Gender Sprache, eher liberal und unterstützend bei der Akzeptanz von weiblichen Berufsbezeichnungen und Amtstiteln, etwas skeptischer hinsichtlich des generischen Femininums oder bei genderbedingten morphosyntaktischen Übereinstimmungsfragen. Ablehnung oder Akzeptanz hängen von der Bewahrung einer Sprachtradition oder von der innovativen, ideologisch motivierten Gender Sprache ab. Im Bereich der sprachpflegerischen Tätigkeit finden sich bei der Beantwortung von Fragen zu aktuellen Sprachnormproblemen Antworten, die den aktuellen empirisch abgesicherten wissenschaftlichen Forschungsstand widerspiegeln, die gesellschaftliche diskriminierende Vorurteile ideologiekritisch abzubauen versuchen, auf Sprache als autoregulatives System rekurrieren, die heterogene metasprachliche Werturteile gebildeter Sprecher wiedergeben sowie sprachstrukturkonservierende, traditionsbasierte, Innovationen ablehnende Argumentationsmuster, die jeglichen Sprachwandel unterbinden würden und auch nicht argumentativ sprachwissenschaftlich überzeugen können. Letzten Endes geht es aber um die tatsächlichen kommunikativen Bedürfnisse der

³⁴ Vgl. dazu auch die Erforschung von Italianismen in anderen Sprachen der Welt: Heinz 2017, Heinz 2017: 21-38, Serianni 2017: 39-54 oder die bereits erwähnte Studie über weibliche Berufsbezeichnungen und Amtstitel in Italien und im Ausland (Frankreich, Spanien, Deutschland und England) vgl. Gomez Gane 2017.

Sprecherinnen und Sprecher, die im Gebrauch entscheiden, welche Lösung sie aus sprachökonomischen oder ideologisch-symbolischen Gründen bevorzugen. Positiv wirkt sich aus, dass in der Accademia della Crusca namhafte Sprachwissenschaftler vertreten sind, die sozio-, pragma- und varietätenlinguistisch differenziert argumentieren und bemüht sind, die große Bandbreite der italienischen Nationalkultur in ihren diachronen Variationsvielfalt zu bewahren und mit der heterogenen vielschichtigen aktuellen Sprachsituation sinnvoll zu verbinden sowie gleichzeitig langfristige Strategien zu entwickeln, um den Fortbestand der italienischen Sprache in Zeiten dynamischer Veränderungen durch Globalisierung und Internationalisierung auch in Zukunft zu sichern.

Literaturhinweise

- Accademia della Crusca, 2017. „La sentenza della Corte Costituzionale ha riconosciuto appieno il primato e il valore della lingua italiana.” (Comunicato stampa), 27.02.2017, in: <http://www.accademiadellacrusca.it/sites/www.accademiadellacrusca.it/files/articoli/2017/02/27/cstampa-cortecostituzionales4217.pdf>. [07.08.2019]
<file:///G:/Artikel/cstampacortecostituzionales4217.pdf>. [07.08.2019]
- Accademia della Crusca, 2018. „Insegnamento universitario in sola lingua inglese: la sentenza del Consiglio di Stato”, in: <https://accademiadellacrusca.it/it/contenuti/insegnamento-universitario-in-sola-lingua-inglese-la-sentenza-del-consiglio-di-stato/6508>. [07.08.2019].
- Castellani Pollidori, Ornella, 2002. „Risposta al quesito della signora Miriam Ianieri di Roma sull’uso di *piuttosto che* con valore disgiuntivo”, in: *La Crusca per Voi*, 24, Aprile, 11-12 und in: <https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/uso-di-piuttosto-che-con-valore-disgiuntivo/11>. [06.11.2019].
- Coletti, Vittorio, 2016. „L’italiano della politica”, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 21-24.
- Coletti, Vittorio, 2016. „L’italiano ridotto al silenzio”, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 79-82.
- Coluccia, Rosario, 2013. „Ancora sul femminicidio”, in: *Nuovo Quotidiano di Puglia*, 11 maggio 2013, zit. in: <https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/femminicidio-i-perché-di-una-parola/803>. [10.11.2019].
- Cortelazzo, Michele A., 2015. „Per un monitoraggio dei neologismi incipienti”, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana*

- e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 27-36.
- Cortelazzo, Michele A., 2018. „Corsi in inglese e rispetto della lingua: un percorso difficile”, in: <https://ilbolive.unipd.it/stretto-sentiero-dell'internazionalizzazione-rispetto-costituzione>. [14.08.2019].
- Coseriu, Eugenio, 1988. *Sprachkompetenz*. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Tübingen: Francke Verlag. (UTB 1481).
- Della Valle, Valeria, 2015. „Introduzione, commento alle relazioni della giornata in relazione all'ONLI e visione del documentario „Me ne frego! Il fascismo e la lingua italiana””, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 65-69.
- Della Valle, Valeria, 2016. „Lingua di tutti, non di regime”, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 35-38.
- De Mauro, Tullio, 2018. *L'educazione linguistica democratica*, a cura di Silvana Loiero e Maria Antonietta Marchese. Bari-Roma: Gius. Laterza & Figli. (Biblioteca Universale; 677).
- Egger, Jean-Luc, 2015. „'Anche di qua nuova schiera s'auna': neologismi e ufficialità plurilingue”, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 70-84.
- Gabrielli, Aldo, 1980. *Il museo degli errori*. L'italiano come si parla. Milano: Oscar Mondadori Editore. (Oscar manuali; 728).
- Giovanardi, Claudio, 2015. „Un bilancio delle proposte di traduzione degli anglicismi dieci anni dopo”, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 37-49.
- Gomez Gane, Yorick, 2017. „Prefazione”, in: Gomez Gane, Yorick, (a cura di), 2017. *«Quasi una rivoluzione»*. I femminili di professioni e cariche in Italia e all'estero. Firenze: Accademia della Crusca, 13-17.
- Gomez Gane, Yorick, (a cura di), 2017. *«Quasi una rivoluzione»*. I femminili di professioni e cariche in Italia e all'estero. Firenze: Accademia della Crusca.
- Heinz, Matthias, 2017. „Dal DIFICIT all'OIM: sfide lessicografiche e prospettive di implementazione”, in: Heinz, Matthias, (a cura di), 2017. *Osservatorio degli italianismi nel mondo*. Punti di partenza e nuovi orizzonti. Atti dell'incontro OIM, Firenze, Villa Medicea di Castello 20 giugno 2014. Firenze: Accademia della Crusca, 21-38.

- Heinz, Matthias, (a cura di), 2017. *Osservatorio degli italianismi nel mondo*. Punti di partenza e nuovi orizzonti. Atti dell'incontro OIM, Firenze, Villa Medicea di Castello 20 giugno 2014, Firenze: Accademia della Crusca.
- Kremnitz, Georg, ²1994 (1990). *Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit*. Institutionelle, gesellschaftliche und individuelle Aspekte. Ein einführender Überblick. Wien: Braumüller Verlag.
- La grammatica italiana Treccani*, 2012, in: http://www.treccani.it/enciclopedia/piuttosto-che_%28La-grammatica-italiana%29/ [21.08.2019]
- Maraschio, Nicoletta, 2013. „Premessa”, in: Maraschio, Nicoletta/De Martino, Domenico, (a cura di), 2013. *Fuori l'italiano dall'università?* Inglese, internazionalizzazione, politica linguistica. Roma-Bari: Editori Laterza, V-XIV.
- Maraschio, Nicoletta, 2016. „Lingua inglese all'università”, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 9-10.
- Maraschio, Nicoletta/De Martino, Domenico, (a cura di), 2013. *Fuori l'italiano dall'università?* Inglese, internazionalizzazione, politica linguistica. Roma-Bari: Editori Laterza.
- Maraschio, Nicoletta/De Martino, Domenico/Stanchina, Giulia, (a cura di), 2014. *Lingue e diritti*. I. Le parole della discriminazione. Diritto e letteratura. Atti. Firenze: Accademia della Crusca. (Lingua e diritti; 1).
- Marazzini, Claudio, 2015. „Perché in Italia si è tanto propensi ai forestierismi?”, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 14-26.
- Marazzini, Claudio, 2016. „Guardare oltre i confini. Politica linguistica e vocazione internazionale dell'Accademia della Crusca”, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 39-46).
- Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca.
- Marazzini, Claudio, 2017a. „Premessa”, in: Gomez Gane, Yorick, (a cura di), 2017. *«Quasi una rivoluzione»*. I femminili di professioni e cariche in Italia e all'estero. Firenze: Accademia della Crusca, 5-12.
- Marazzini, Claudio, 2017b. „Qualche precisazione sul tema del 'linguaggio di genere', mentre i lavori sono in corso”, in: Gomez Gane, Yorick, (a cura di), 2017. *«Quasi una rivoluzione»*. I femminili di professioni e cariche in Italia e all'estero. Firenze: Accademia della Crusca, 121-129.

- Marazzini, Claudio, 2017c. „Polemiche sul linguaggio di genere”, in: Gomez Gane, Yorick, (a cura di), 2017. *«Quasi una rivoluzione»*. I femminili di professioni e cariche in Italia e all'estero. Firenze: Accademia della Crusca, 131-134.
- Marazzini, Claudio, 2018. *L'italiano è meraviglioso*. Come e perché dobbiamo salvare la nostra lingua. Milano: Rizzoli.
- Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare.
- Martinet, André, 1974 (1969). *Le français sans fard*. Paris : Presses Universitaires de France.
- Mounin, Georges, 1975. *La Langue française*. Paris : Éditions Seghers. (Collection „Clefs“; 45).
- Nesi, Annalisa/Poggi Salani, Teresa, 2013. *La lingua delle città*. LinCi. La banca dati. Firenze: Accademia della Crusca.
- Paoli, Matilda, 4.06.2010. „Io e te, io e tu o tu e io?”, in: <https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/io-e-te-io-e-tu-o-tu-e-io/275>. [06.11.2019].
- Paoli, Matilde, 2014. „Vittime di stalking o femminicidio: fu il troppo amore o il disprezzo?”, in: Maraschio, Nicoletta/De Martino, Domenico/Stanchina, Giulia, (a cura di), 2014. *Lingue e diritti*. I. Le parole della discriminazione. Diritto e letteratura. Atti. Firenze: Accademia della Crusca. (Lingua e diritti; 1), 49-58.
- Paoli, Matilda, (a cura di), 2013. „Femminicidio: i perché di una parola”, in: <https://accademiadellacrusca.it/it/consulenza/femminicidio-i-perché-di-una-parola/803> [10.11.2019].
- Parodi, Severina, 1983. *Quattro secoli di Crusca*. 1583-1983. IV Centenario dell'Accademia della Crusca. Firenze: Presso l'Accademia.
- Patota, Giuseppe/Rossi, Fabio, (a cura di), 2018. *L'italiano e la rete, le reti per l'italiano*. Firenze: Accademia della Crusca - goWare. (La lingua italiana nel mondo).
- Petralli, Alessio, 2015. „La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi. Introduzione ai lavori”, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 9-13.
- Robustelli, Cecilia, 2014. „Linguaggio e discriminazione. E femminicidio”, in: Maraschio, Nicoletta/De Martino, Domenico/Stanchina, Giulia, (a cura di), 2014. *Lingue e diritti*. I. Le parole della discriminazione. Diritto e letteratura. Atti. Firenze: Accademia della Crusca. (Lingue e diritti; 1), 59-69.

- Robustelli, Cecilia, 2016. „Infermiera sì, ingegnera no?“, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 11-12.
- Robustelli, Cecilia/Marazzini, Claudio, 2016. „Forestierismi e professioni femminili: due settori degni di attenzione“, in: Marazzini, Claudio, (a cura di), 2016. *I temi del mese*. (2012-2016). Firenze: Accademia della Crusca, 75-78.
- Sabatini, Alma, (a cura di), 1993. *Il sessismo nella lingua italiana*. Roma: Istituto Poligrafico e Zecca dello Stato.
- Sabatini, Francesco, 2017 (2016). *Lezione di italiano*. Grammatica, storia, buon uso. Milano: Mondadori Libri.
- Seiler, Falk, 2012. *Normen im Sprachbewußtsein*. Eine soziolinguistische Sprachreflexion auf Martinique. Wien: Praesens Verlag. (Beihefte zu >Quo vadis, Romania?<; 43).
- Serianni, Luca, 2015. „Per una neologia consapevole“, in: Marazzini, Claudio/Petralli, Alessio, (a cura di), 2015. *La lingua italiana e le lingue romanze di fronte agli anglicismi*. Firenze: Accademia della Crusca – goWare, 119-128.
- Serianni, Luca, 2017. „L’italiano nel mondo. Intenti e propositi di un progetto editoriale sugli italianismi“, in: Heinz, Matthias, (a cura di), 2017. *Osservatorio degli italianismi nel mondo*. Punti di partenza e nuovi orizzonti. Atti dell’incontro OIM, Firenze, Villa Medicea di Castello 20 giugno 2014. Firenze: Accademia della Crusca, 39-54.
- Setti, Raffaella, 2002. „Il pneumatico / lo pneumatico“, in: <http://www.accademiadellacrusca.it/it/lingua-italiana/consulenza-linguistica/domande-risposte/pneumatico-pneumatico>. [24.10.2019].
- Settekorn, Wolfgang, 1988. *Sprachnorm und Sprachnormierung in Frankreich*. Einführung in die begrifflichen, historischen und materiellen Grundlagen. Tübingen: Niemeyer. (Romanistische Arbeitshefte; 30).
- Sinner, Carsten, 2014. *Varietätenlinguistik*. Eine Einführung. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag. (narr Studienbücher).
- Statuto dell’Accademia della Crusca 2011, in: file:///G:/Artikel/statuto_crusca_2011_definitivo.pdf.
- Tanzmeister, Robert, 1995. „Normalisierung und Standard: eine Begriffsdifferenzierung“, in: Cichon, Peter, et al., (Hgg.), 1995. *Lo gai saber*. Zum Umgang mit sprachlicher Vielfalt. Wien: Braumüller Verlag, 199-229.
- Zarra, Giuseppe, 2017. „I titoli di professioni e cariche pubbliche esercitate da donne in Italia e all’estero“, in: Gomez Gane, Yorick, (a cura di), 2017. *«Quasi una rivoluzione»*. I femminili di professioni e cariche in Italia e all’estero. Firenze: Accademia della Crusca. 19-120.

VARIUM

„Mas perquè m’an pas dit a l’escòla, la lenga de mon país?“

Forschungsbericht zur Analyse des Okzitanischunterrichts in Frankreich

Alexander Peter SIGMUND, Wien

0. Vorbemerkung

Die titelgebende Klage, die der Sänger Claude Marti im Lied „*Perqué m’an pas dit?*“ (okz.: „Warum haben sie mir nicht gesagt?“) aus dem Jahre 1969 erhebt, ist symptomatisch für die systematische Vorenthaltung kulturellen wie auch sprachlichen Wissens durch das französische Schulwesen, von der Millionen potentieller SprecherInnen des Okzitanischen in Frankreich etwa hundert Jahre betroffen waren.

Erst nach Jahrhunderten der politischen und sozialen Repressalien, aber auch vereinzelter leiser Rufe nach einem Unterricht der Regionalsprachen sollte dieser im Jahre 1951 durch die *loi Deixonne* erstmalig eine gesetzliche, wenngleich sehr instabile und nur einige Sprachen betreffende, Basis erhalten. In den knapp 70 Jahren seit Inkrafttreten dieses weitgehend immer noch gültigen Gesetzes wurde selbiges zwar um Rundschreiben, Erlässe etc. ergänzt, dennoch gilt es in seinen vagen Grundzügen weiterhin.

Angesichts sozialer Entwicklungen, insbesondere des massiven Rückgangs an SprecherInnen, in deren Folge dem Okzitanischen eine eher pessimistische Zukunft prognostiziert wird, wird der Unterricht in Schulen und an Universitäten oftmals als letzter Rettungsanker einer Umkehr dieses Trends gesehen. Doch was kann der Okzitanischunterricht an französischen Bildungseinrichtungen tatsächlich leisten? Wie ist es um seine derzeitige Situation, aber auch seine zukünftige Entwicklung bestellt?

Diesen Fragen gehe ich in meinem Dissertationsvorhaben mit dem Titel „*Quo vadis, ensegnament d’occitan? Empirische Analyse der Grenzen und Möglichkeiten des institutionellen Okzitanischunterrichts in Frankreich*“ nach.

1. Forschungsfrage(n) und Arbeitshypothesen

Die die Dissertation leitende Forschungsfrage zur Analyse des gegenwärtigen sowie zukünftigen Okzitanischunterrichts ist an das Instrument der SWOT-Analyse aus der Betriebswirtschaftslehre¹ angelehnt und lautet daher „Mit welchen Stärken, Schwächen, Möglichkeiten und Gefahren sieht sich der aktuelle Okzitanischunterricht in Frankreich konfrontiert?“

Spärliche Befunde aus der Literatur sowie zahlreiche Gespräche des Autors mit Betroffenen lassen annehmen, dass die gegenwärtige Situation als eher negativ eingeschätzt wird, für die Zukunft jedoch die Möglichkeit einer positiven Entwicklung gesehen wird.

Im Fokus der Untersuchung stehen die Einschätzung der Qualität des Okzitanischunterrichts, die konkret zu verfolgenden Ziele, der Einfluss der Standardisierung wie auch die Auswirkungen der sozialen Funktion der Sprache auf den Unterricht. Die aufgestellten Arbeitshypothesen gehen von einer allgemein eher hohen Qualität des Unterrichts, von tendenziell unklaren Zielen desselben, von einer gegenseitigen Beeinflussung (der Akzeptanz) der Standardisierung² und des Unterrichts sowie von einer möglichen Stärkung der sozialen Funktion durch einen intensiveren Gebrauch im Okzitanischunterricht aus.

2. Planung und Durchführung der Erhebung

Im Zuge der Operationalisierung zeigte sich, dass Lehrende an französischen Schulen sowie Universitäten die geeigneten Forschungssubjekte für die Beantwortung der Forschungsfrage sind, zumal sie besser als andere Beteiligte die organisatorischen, politisch-rechtlichen, aber auch soziolinguistischen Aspekte, mit denen der Unterricht konfrontiert ist, überblicken.

Zu diesem Zwecke wurde ein Fragebogen mit insgesamt 43 Fragen, die sowohl qualitativ als auch quantitativ angelegt waren, entwickelt, der online mittels eines Tools programmiert wurde und vorab im Zuge eines Pretests auf seine technische Umsetzung, die sprachliche und inhaltliche Verständlichkeit der Fragen sowie die Gesamtdramaturgie überprüft wurde.

¹ Die SWOT-Analyse stellt in der Betriebswirtschaftslehre ein Instrument zur Untersuchung des betrieblichen Umfelds dar, das die gegenwärtigen Stärken (*strengths*) und Schwächen (*weaknesses*) des Unternehmens sowie die zukünftigen Möglichkeiten (*opportunities*) und Gefahren (*threats*) des Umfelds analysiert.

² Vgl. Sigmund 2015 für eine einlässliche Darstellung der Standardisierung des Okzitanischen samt breit angelegter empirischer Erhebung zu diesem Thema.

Da keine offiziellen, zentralen Daten zu Okzitanischlehrenden zur Verfügung stehen, wurde mittels Schneeballsystem über Lehrendenvertretungen, über (halb-)öffentliche Institutionen wie das *Office Public de la Langue Occitane*, *Lo Congrès*, *Centre de formacion professionala d'Occitània Miègjorn-Pirenèus* und *Lengadòc*; über die Universitäten in Toulouse, Montpellier sowie Nizza; über Hochschulen für LehrerInnenbildung in Toulouse, Montpellier sowie Béziers (*AP-RENE*); über Vereine in Zusammenhang mit dem Okzitanischunterricht, über die verschiedensten Print- und Onlinemedien, Schulbehörden sowie persönliche Bekanntschaften des Autors versucht, möglichst viele Lehrende zu kontaktieren.

Auf diesem Wege konnten im Erhebungszeitraum von April bis Oktober 2017 trotz des nicht unbeträchtlichen Umfangs insgesamt 78 komplette Datensätze gesammelt werden. Die quantitativen Daten wurden anschließend deskriptiv- sowie inferenzstatistisch mittels SPSS ausgewertet, während die qualitativen Daten bzw. die fakultativen Anmerkungen geclustert sowie paraphrasiert wiedergegeben wurden.

3. Resultate der Online-Befragung

3.1. Beschreibung der Stichprobe³

Die Befragten ($n = 78$) sind großteils weiblich (ca. 55 %), was über dem nationalen Geschlechterverhältnis (etwa 52 % Frauen), aber deutlich unter der Frauenquote in der gesamten LehrerInnenschaft Frankreichs mit einem Frauenanteil von rund zwei Dritteln (ca. 68 %) liegt. In der Gruppe der befragten Personen waren somit Männer, verglichen mit dem nationalen Schnitt, überrepräsentiert.

In Hinblick auf das Alter zeigt sich, dass fast ausschließlich aktive Lehrende im Alter von 21 bis 65 Jahren (etwa 96 %) teilgenommen haben, wobei knapp sieben von zehn Personen zwischen 21 und 50 Jahren alt sind.

Rund 94 % der Stichprobe stammen aus einer okzitanischsprachigen Region; insbesondere die 2015 neu geschaffene Region *Occitanie* stellt hierbei eine absolute Mehrheit (55,2 %), gefolgt von der Nachbarregion *Nouvelle-Aquitaine* mit rund einem Viertel aller Befragten (26,9 %). Ein ähnliches Ergebnis liefert die Frage nach dem primären Arbeitsort, der erneut großteils in Okzitanien liegt, wo exakt zwei Drittel ihren Dienst versehen bzw. versehen.

³ Wenngleich es sich im vorliegenden Forschungsdesign *strictu sensu* um keine ‚Stichprobe‘ im statistischen Verständnis handelt, zumal kein zufallsgesteuertes Verfahren gewählt wurde, wird aus Verständnis- und stilistischen Gründen dieser Terminus verwendet.

Was die Ausbildung betrifft, so hat jede/r Zweite (54,4 %) zumindest eine universitäre Ausbildung auf Master-Niveau und ein weiteres Viertel (24,4 %) eine *licence*, das französische Äquivalent zum Bachelor. Die pädagogische Ausbildung absolvierten bzw. absolvieren derzeit rund die Hälfte der Stichprobe (52,6 %) an Hochschulen für LehrerInnenbildung, exakt 50 % bestanden das staatliche Auswahlverfahren für Lehrendenposten im Sekundarbereich, den *CAPE*s. Neuere oder andere Ausbildungsformen konnten sich noch nicht weitgehend durchsetzen.

Hinsichtlich des Schultyps, an dem unterrichtet wird bzw. wurde, lässt sich eine relative Dominanz der Sekundarschulen feststellen, denn 44,2 % bzw. 35,1 % versehen bzw. versahen ihre Unterrichtstätigkeit am *collège* bzw. *lycée*. Zwischen 20 % und 30 % aller Befragten unterrichten bzw. unterrichteten zudem ebenso im Primarbereich, wobei die meisten in zweisprachigen Formen tätig sind bzw. waren.

Die Selbsteinschätzung der sprachlichen Kompetenzen fällt äußerst positiv aus, gibt doch jede/r Zweite (53,8 %) das GERS-Niveau C2 und ein gutes Drittel (34,6 %) C1 an. Eng mit der Qualität der Sprachkenntnisse verbunden, ist die Art des Spracherwerbs, denn fast drei Viertel (73,1 %) erlernten das Okzitanische u. a. in der Familie, weit abgeschlagen folgen die Universität (50 %) sowie das *lycée* (44,9 %).⁴

Auf die Frage nach der sowohl im Unterricht als auch im privaten Umgang verwendeten Sprachvarietät zeigt sich eine klare Vormachtstellung der großräumigen, regionalen Varietäten des Okzitanischen (je 65,4 % in beiden Kontexten). Der Standard sowie die kleinräumigeren Dialekte werden im Unterricht annähernd gleich oft verwendet (je ca. 17 %), wohingegen die Standardvarietät außerhalb des schulischen Kontextes nur halb so oft verwendet wird wie die lokalen Varietäten (11,5 % bzw. 23,1 %).

3.2. Resultate: SWOT-Analyse

Es zeigte sich, dass die gesehenen Stärken insbesondere in der geringen Gruppengröße liegen, die sowohl die Beziehung zwischen Lehrenden sowie

⁴ Obschon man in Anbetracht der befragten Gruppe davon ausgehen können sollte, dass diese korrekte Angaben macht und sich der Fragen bzw. Antworten bewusst ist, erscheint der Prozentsatz jener, die in der Familie Sprachkenntnisse erworben haben, angesichts der seit Langem sinkenden SprecherInnenzahl und trotz der sicherlich höheren familiären Prädisposition für das Okzitanische deutlich zu hoch. Es ist folglich davon auszugehen, dass das Okzitanische nicht primäres Kommunikationsmittel in der Familie war bzw. ist, sondern vielmehr etwa Großeltern eine okzitanische Varietät sprachen oder Versatzstücke der Sprache weitergegeben wurden.

Lernenden stärkt als auch einen individuelleren Unterricht ermöglicht. Eng damit verbunden, wohnt diesem Gegenstand somit ein – einer Befragten zufolge – „demokratischer Charakter“ inne, der sowohl den oftmals angewendeten (reform-)pädagogischen Ansätzen sowie der nicht existenten Elitenbildung wie in anderen Sprachen (v. a. Latein, Altgriechisch, aber auch Deutsch) geschuldet ist. Aus inhaltlicher Perspektive gilt der Okzitanischunterricht überdies als offen, spielerisch sowie schülernah.

Zudem ist die Motivation aller Beteiligten – der SchülerInnen, LehrerInnen sowie Eltern – höher, was sich in einem stärkeren Engagement für den Unterricht widerspiegelt. Aus Lehrendensicht lässt sich ferner das große generelle Engagement für die okzitanische Sache sowie die gut organisierte Lehrendenvertretung als Pluspunkt anführen.

Linguistisch betrachtet, stellen die Mehrsprachigkeit, das Bewahren dialektaler Besonderheiten der Sprache, aber auch die Zweisprachigkeit in bestimmten Schulformen positive Aspekte dar. Weitere Stärken liegen in der Vermittlung der okzitanischen Kultur, aber auch der – im Vergleich zu anderen Regionalsprachen – etwas besseren rechtlichen Stellung des Okzitanischen.

Die Schwächen des gegenwärtigen Systems werden primär in der geringen Wertschätzung seitens der Politik sowie der Gesellschaft gesehen, die sich in einer mangelnden öffentlichen Präsenz, noch immer bestehenden Vorurteilen und ‚Halbwissen‘ über die Sprache oder etwa dem Argument einer vermeintlich fehlenden Nützlichkeit im beruflichen wie privaten Leben manifestieren.

Ein weiterer Schwachpunkt ist der rechtliche Status des Okzitanischen bzw. seines Unterrichts, der nur geringfügig geregelt ist und daher maßgeblich vom Engagement der Betroffenen direkt abhängt. Außerdem zeigt sich eine gewisse Konkurrenz zwischen den Sprachen in den Schulen, gepaart mit einer oftmals feindlichen Haltung der Schulleitung, aber auch der Schulaufsicht.

Die meisten Probleme bereiten jedoch die strukturell-organisatorischen Mängel, die insbesondere an den fehlenden Budgetmitteln sowie den daraus resultierenden Folgen (zu wenige Lehrende, zu wenige Plätze bei den Auswahlverfahren, zu wenige Unterrichtsstunden, häufige Mitverwendung von Lehrkräften etc.), aber auch den administrativen Hürden beim Eröffnen neuer bilingualer Klassen hängen.

Was die Lehrenden betrifft, so vermissen viele ein Professionsbewusstsein, eine bessere Fort- und Weiterbildung, einen intensiveren Austausch mit KollegInnen sowie eine größere Anzahl an Unterrichtsmaterialien. Ein weiterer Schwachpunkt ist die Kommunikation zwischen den Beteiligten, die dazu führt, dass viele Eltern gar nicht über die Unterrichtsmöglichkeiten Bescheid wissen und diese nutzen.

Die rückläufige SprecherInnenzahl aufgrund der ausbleibenden Weitergabe in den Familien ist gleichsam eine negative Entwicklung, die teilweise zu einem Auseinanderdriften des Okzitanischunterrichts und seiner spärlichen sozialen Realität führt.

Ein letzter Themenkomplex, der als Schwäche betrachtet wird, ist die Standardisierung der okzitanischen Sprache, die von vielen PrimärsprecherInnen abgelehnt wird und gegenseitige Vorurteile der Primär- und SekundärsprecherInnen hervorruft.

Eine zukünftige Verbesserung des Status quo stellen für die meisten Lehrenden Fortschritte in politisch-juristischer Hinsicht, allen voran eine eigene Gesetzgebung für die Regionalsprachen, ein offizieller Status für das Okzitanische, die Ratifikation der Europäischen Charta der Minderheiten- und Regionalsprachen und eine Verfassungsänderung, dar. Aber auch eine Erhöhung des Budgets, eine eigene Behörde für die Regionalsprachen, mehr pädagogisches Personal in der Schulaufsicht sowie ein Voranschreiten der Dezentralisierung Frankreichs werden als Entwicklungsmöglichkeiten genannt.

Die größten positiven Auswirkungen erwarten sich die Befragten von einer Ausweitung der bilingualen Klassen sowie der *Calandretas* bzw. einer größeren Anzahl an Standorten mit Okzitanischunterricht. Neben einem verpflichtenden Unterricht für alle SchülerInnen des okzitanischen Sprachraums lässt sich des Weiteren eine kontinuierliche Sprachausbildung über alle Schulstufen hinweg als Chance konstatieren.

Aus LehrerInnensicht werden große Hoffnungen in eine Ausweitung der Anzahl an *CAPEs*-Posten, ohne dafür andere Gegenstände zu beschneiden, mehr Fort- und Weiterbildung für alle beteiligten Personen, weniger Mitverwendungen an anderen Standorten sowie einen neuen Lehrplan gesetzt.

Bezogen auf die Gesellschaft, erwarten sich die befragten Lehrenden viel von einer größeren Anerkennung der okzitanischen Sprache sowie ihres Unterrichts, aber auch von einer verstärkten öffentlichen Sichtbarkeit, die zu mehr Offenheit und Sensibilisierung für das Thema führen sollte. Darüber hinaus könnte eine Verzahnung von Lehrkräften und Vereinen in Zukunft den Unterricht positiv bereichern.

Wie alle anderen Kategorien zeigen sich die möglicherweise drohenden Gefahren gleichsam mannigfaltig, wobei Verschlechterungen im politisch-juristischen Bereich überwiegen. So könnte es etwa zu einem weiteren Sinken des öffentlich-politischen Interesses am Okzitanischen sowie seines Unterrichts kommen, das sich in einer Budgetkürzung, einer ausbleibenden Weiterentwicklung, konkreten Maßnahmen gegen einen regionalsprachlichen Unterricht, aber

auch einer Rücknahme der spärlichen Errungenschaften im Zuge zukünftiger Schulreformen niederschlagen könnte.

Hinsichtlich der Organisation des Unterrichts werden Befürchtungen geäußert, derselbige könnte teilweise oder gänzlich, sowohl an Schulen als auch an Universitäten, gekürzt werden, wodurch es schlussendlich zu einem Mangel an Lehrenden kommen könnte. Verschärft könnte dies durch die zusätzliche Kürzung von *CAPE-S*-Posten werden. Ferner könnte eine zunehmende Konkurrenz mit anderen Sprachen, allen voran Englisch, sowie weiteren Fächern in der Primarstufe drohen. Einer Schulautonomie, durch die SchulleiterInnen mehr Mitspracherecht erhalten, stehen die Betroffenen ebenso skeptisch gegenüber.

In gesellschaftlicher Hinsicht wird prinzipiell ein voranschreitendes Verschwinden der Sprechenden sowie der Sprache *per se* befürchtet, indem die familiäre Weitergabe ausbleibt, die Eltern sich zusehends weniger für das Okzitanische interessieren und durch die Mobilität die Wurzeln an Bedeutung verlieren. Der französische Ethnozentrismus könnte sich angesichts der Globalisierung weiter verschärfen und neben dem Französischen keinen Platz für die Regionalsprachen übriglassen.

3.3. Resultate: Qualität des Unterrichts

Wie die Bewertung der allgemeinen Unterrichtsqualität zeigt, schätzen die Befragten die immersiven sowie bilingualen Schulformen stets deutlich positiver ein als die einsprachigen Formen. Innerhalb des einsprachigen Unterrichts lässt sich zudem eine Tendenz zur besseren Beurteilung mit ansteigender Schulstufe feststellen.

Die Zufriedenheit mit organisatorischen Aspekten fällt nicht allzu hoch aus; insbesondere die Stundenanzahl, die Kontinuität des Sprachunterrichts sowie die Anzahl an Standorten mit Okzitanischunterricht sind eher nicht zufriedenstellend bis wenig zufriedenstellend. Etwas positiver, wenngleich immer noch auf niedrigem Niveau, werden die Qualität der Lehrmittel, die Unterrichtsformen sowie der Lehrplan bzw. das Curriculum bewertet.

In Hinblick auf die Lehrenden kann man erkennen, dass die Motivation für den Unterricht, aber ebenso die Jobsicherheit, die Sprachkenntnisse sowie das didaktische Know-how als positiv bzw. eher positiv betrachtet werden, während die Zufriedenheit mit der Lehrendenausbildung, der Fort- und Weiterbildung sowie der Mitverwendung an mehreren Schulstandorten geringer ist.

Die Analyse der Zufriedenheit schülerbezogener Aspekte zeigt, dass erneut die Motivation am stärksten zufriedenstellt. Sprachliche Vorkenntnisse sowie das erreichte Sprachniveau werden deutlich negativer eingestuft.

3.4. Resultate: Ziele des Unterrichts

Entgegen der oftmals getroffenen Annahme, der Okzitanischunterricht besäße keine klaren Ziele in sprachlicher, kultureller, politischer sowie sonstiger Hinsicht, konstatieren die Befragten durchaus eine Klarheit der Ziele, wenngleich sie die politischen Ziele davon ausschließen.

Was die Bedeutung einzelner Ziele betrifft, so lässt sich erkennen, dass soziolinguistischen Zielen, wie der Schaffung und Verbreitung einer Sprachnorm bzw. der Umkehr des *language shift*, weitaus weniger Bedeutung beigemessen wird als etwa sozialen Zielen (Wahrnehmung der Sprache, Verbesserung des gesellschaftlichen Ansehens bzw. des rechtlichen Status und Stärkung der regionalen Identität). Am bedeutsamsten erscheinen den Befragten insbesondere sprachliche Ziele, d. h. die Weitergabe der Sprache und Kultur, die Vorstellung der sprachlichen Vielfalt, aber auch die generelle Wahrnehmung des Okzitanischen.

Die Eltern spielen bei der Erreichung dieser Ziele allgemein eine eher große Rolle – vor allem in der Motivation für das Lernen –, jedoch relativieren viele Lehrende diese Behauptung, indem sie auf die individuellen Unterschiede zwischen SchülerInnen verweisen.

Auf die (offene) Frage nach den sprachlichen Zielen der verschiedenen Unterrichtsformen antwortet ein Großteil der Befragten mit Niveaustufen des GERS sowie einzelnen Sprachkompetenzen. Die einführenden Unterrichtsformen (*sensibilisation-information* und *initiation*, aber auch die *enseignements pratiques interdisciplinaires*) decken primär rezeptive Fertigkeiten auf dem Niveau A1 ab, während dem extensiven Sprachunterricht das Niveau A2 in rezeptiven wie produktiven Kompetenzen, vorwiegend mündlich, zugeschrieben wird. Zwischen diesen beiden werden die *cours de complément* verortet. Die bilingualen Formen werden im Bereich von B1 bis C2 (insbesondere B1 und B2) angesiedelt und sollten immer stärker produktive Fertigkeiten vermitteln. Die immersiven *Calandretas* vermitteln gemäß den Ergebnissen ein sehr hohes rezeptives wie produktives Sprachniveau zwischen B2 und C2, wobei die Niveaus der Stufe C dominieren. Die besten Sprachkenntnisse sollten UniversitätsabsolventInnen erreichen, denn die meisten geben als anzustrebendes Ziel die Niveaus C1 bis C2 in allen Fertigkeiten an.

Ein weiterer Aspekt, der mit der Frage der Ziele zusammenhängt, ist das Verständnis des Bilingualismus, der oftmals als klares Ziel der bilingualen sowie immersiven Unterrichtsformen angeführt wird.

Basierend auf Pys Differenzierungsversuch des Terminus‘ ‚Bilingualismus‘ (vgl. Py 2010: 21), verstehen fast alle Befragten Zweisprachigkeit als „regelmäßige Verwendung zweier Sprachen“, wohingegen die „Beherrschung der

Grammatik, der Lexik sowie der Phonologie zweier Sprachen“ nur für zwei Drittel unter diesen Begriff fällt. Am wenigsten entspricht „die Befriedigung der gesellschaftlichen Erwartungen von sprachlich unterschiedlichen Gemeinschaften“ dem Bilingualismusverständnis der teilnehmenden Lehrenden.

Eng verbunden mit Zielen des Okzitanischunterrichts ist ebenso die ‚Hilfsfunktion‘ desselben für das Erlernen weiterer – vor allem romanischer – Sprachen. Hierbei zeigt sich eine leichte Zustimmung zur Aussage, der Okzitanischunterricht sollte eher Vorkenntnisse für das Erlernen weiterer Sprachen liefern als von Vorkenntnissen anderer Sprachen profitieren.

3.5. Resultate: Standardisierung und Unterricht

Die Standardisierung der okzitanischen Sprache stellt ein seit über hundert Jahren intensiv diskutiertes Thema dar, das ebenso die Bildungsinstitutionen betrifft.

Im Rahmen der Befragung mussten die teilnehmenden LehrerInnen schulische Kommunikationssituationen auf einer mehrteiligen Skala dem Standardokzitanischen bzw. den regionalen Varietäten/Dialekten oder dem Französischen zuordnen. In diesem Fall ließ sich eine Korrelation zwischen der Varietätenwahl sowie dem Grad des Unterrichtscharakters feststellen, denn je eher eine Kommunikationssituation einem ‚klassischen‘ Unterricht ähnelt, desto häufiger wird das Standardokzitanische bevorzugt. Es sei jedoch generell darauf hingewiesen, dass in allen vorgegebenen Kommunikationssituationen durchschnittlich eher dialektale Varietäten gewählt werden.

Entgegen des häufig geäußerten Vorwurfs, das unterrichtete Okzitanische sei ‚künstlich‘ und habe keine Entsprechung in der sprachlich-sozialen Realität, sieht dies eine große Mehrheit gänzlich anders. Dieser Umstand könnte allerdings der Tatsache geschuldet sein, dass viele Lehrende nicht die Standardvarietät, sondern die regionale Varietät unterrichten (vgl. die Ausführungen in 3.1.) und somit ihre Unterrichtssprache ohnehin eine stärkere regionale wie soziale Verwurzelung aufweist.

Die Befragten wurden außerdem hinsichtlich der Wechselwirkung zwischen der Standardisierung und dem Okzitanischunterricht befragt. Die Antworten der beiden spiegelverkehrten Fragen lassen darauf schließen, dass der Unterricht etwas stärkere Auswirkungen auf die Standardisierung hatte als *vice versa*. Doch die Zustimmung bzw. Ablehnung der beiden likert-skalierten Fragen ist nicht allzu hoch, sodass dieses Resultat nicht generalisiert werden sollte.

Wie negativ die Meinung bezüglich der Standardisierung ist, zeigt sich in der massiven Ablehnung der Aussage, der Okzitanischunterricht sollte ausschließlich die Standardvarietät behandeln. Ein Befragter merkt hierzu an, dass

man durch einen solchen Unterricht dasselbe imitieren würde, was die französische Politik seit Langem in Hinblick auf die Sprach(en)politik betreibt – nämlich einen sprachlichen Zentralismus, der neben einer zum Standard erhobenen Varietät keinen Raum für andere Varietäten lässt.

Die teilnehmenden Befragten stimmen in hohem Maße der Behauptung zu, dass die Bedeutung eines Unterrichts in mehreren Varietäten vorwiegend in der Stärkung der sozialen Funktion der okzitanischen Sprache im Alltag liege. Neben negativen Kommentaren zur Standardisierung werden ebenso Befürchtungen geäußert, die Behandlung bzw. Verwendung verschiedener Varietäten könnte die SchülerInnen verwirren. In Anbetracht des gegebenen interdialektalen Verständnisses wird ferner die Frage aufgeworfen, wozu man verschiedene regionale Varietäten vermitteln bzw. thematisieren sollte, zumal man sie größtenteils ohnehin ohne größere Probleme verstehe.

3.6. Resultate: Soziale Funktion und Unterricht

In einem soziolinguistisch ungünstigen Umfeld büßt das Okzitanische seit Langem seine soziale Funktion als Kommunikationsmittel in verschiedensten Gesprächssituationen ein. Aus diesem Grund wohnt dem Unterricht gewissermaßen eine Funktion als ‚letzte Bastion‘ gegen das endgültige Verschwinden der Sprache inne.

Dies bestätigen auch die teilnehmenden Lehrenden, die außerhalb des Unterrichts in bilingualen wie immersiven Schulen oder an Universitäten nur eine verschwindende Verwendung des Okzitanischen seitens ihrer SchülerInnen bzw. Studierenden feststellen. Doch weisen sie in diesem Zusammenhang auf die großen Unterschiede zwischen einzelnen Lernenden hin. Zumeist sprechen diejenigen außerhalb des Unterrichts Okzitanisch, die auch innerhalb ihrer Familie die Sprache verwenden.

Auf die Frage, welche konkreten Maßnahmen im schulischen Kontext der bilingualen bzw. immersiven Schulen sowie der Hochschulen die soziale Funktion stärken könnten, nennen die teilnehmenden LehrerInnen primär Verbesserungen in gesellschaftlich-soziolinguistischer Hinsicht, beispielsweise eine stärkere mediale bzw. öffentliche Präsenz, aber auch das Vermitteln der Nützlichkeit von Okzitanischkenntnissen.

Die Antworten, die tatsächlich auf die Frage abzielen, sprechen sich hauptsächlich für eine zweisprachige Beschilderung sowie verstärkte Sichtbarkeit der Sprache in ikonographischer Hinsicht in Form von Schildern, Postern oder Bildern aus.

Ein weiterer wiederkehrend genannter Punkt ist die Vorbildfunktion der Lehrenden, die ausschließlich Okzitanisch verwenden und möglichst viele authentische Situationen schaffen sollten, die den Gebrauch der okzitanischen Sprache plausibel erfordern. Weiters könnte durch eine sprachliche Weiterbildung des nichtpädagogischen Personals ohne Okzitanischkenntnisse eine noch häufigere Möglichkeit zur Sprachverwendung geschaffen werden.

Um die soziale Funktion zu stärken, sollte außerdem eine Möglichkeit zum kontinuierlichen Besuch des Okzitanischunterrichts geschaffen werden, indem mehr Standorte einen solchen anbieten und zumindest eine verpflichtende *imitation* für alle Lernenden im okzitanischen Sprachraum eingeführt wird.

Durch einen stärker projektorientierten Unterricht und mehr Aktivitäten außerhalb des genuinen Unterrichtskontextes (Exkursionen, Austauschprogramme mit anderen Schulen in bzw. außerhalb Frankreichs), insbesondere mit kulturellem Bezug, ließe sich nicht nur die Sprachverwendung trainieren, sondern auch aufzeigen, welche soziale Funktion das Okzitanische außerhalb der Schule spielen könnte.

Wie das Antwortverhalten der Befragten, aber auch eine konkrete Frage belegt, ist eine Analyse der Verwendung des Okzitanischen im schulischen Kontext nötiger denn je, allerdings zweifeln einzelne Lehrende die Sinnhaftigkeit einer derartigen Maßnahme ob der geringen SchülerInnenzahlen an. Eine andere Befürchtung betrifft etwaige – nicht näher von dem betreffenden Befragten ausgeführte – Probleme für das großteils nichtprimärsprachliche Personal, die wahrscheinlich Sorgen um die sprachliche Kompetenz betreffen.

Die Meinung, der Unterricht entferne sich zunehmend von der sozialen wie sprachlichen Realität des Okzitanischen, teilen die Befragten eher nicht. In diesem Zusammenhang taucht in den fakultativen Kommentaren erneut die generelle Frage auf, ob die Sprache denn überhaupt eine soziale Realität aufweise und ob sich nicht nur ein Auseinanderdriften der Varietäten in sprachlicher Hinsicht feststellen lasse.

Manche Lehrenden, so der Grundtenor bei der diesbezüglichen Frage als auch in den freiwilligen Anmerkungen, nehmen eine immer größere Distanz zwischen den PrimärsprecherInnen und den jungen SekundärsprecherInnen wahr, sodass sie sich verstärkt für eine pädagogisch-didaktische wie auch reale Orientierung bzw. Annäherung an das okzitanophone Umfeld aussprechen.

Ein ähnliches Ergebnis liefert die Frage nach der Schaffung von Tutoring-Programmen unter Gleichaltrigen an Schulen bzw. Universitäten zur häufigeren Sprachverwendung, die unter den Befragten auf hohe Zustimmung stoßen.

Basierend auf den bereits gemachten Erfahrungen an manchen Schulstandorten, wird hierbei betont, dass das sprachliche Niveau der Beteiligten stimmen muss, will man tatsächlich einen sprachlichen Mehrwert daraus zu ziehen.

Ein Grund für die gehemmte Sprachverwendung des Okzitanischen könnte die subjektive Einschätzung der individuellen Sprachkompetenz sein, wie die Resultate der Umfrage beweisen. Allen voran Erwachsene lassen sich durch sprachliche Selbstzweifel davon abbringen, Okzitanisch zu verwenden, während Kinder und Jugendliche weniger Angst davor haben, Fehler zu machen.

Eventuell, so ein Befragter, könnte dies ein gesamtfranzösisches Problem sein, denn ihm zufolge ist es generell eher schlecht um die (fremd-)sprachlichen Kenntnisse der französischen Bevölkerung wie auch um den (Fremd-) Sprachunterricht bestellt.

In enger Verbindung zur letzten Feststellung steht die sehr hohe Zustimmung zur Behauptung, man verwende automatisch Französisch, wenn man sich nicht sicher sei, ob das Gegenüber Okzitanisch beherrsche.

Um sich nicht der über Jahrhunderte verinnerlichten *vergonha*, der Scham vor der Verwendung des Okzitanischen, auszusetzen, wird selbstverständlich das Französische verwendet. Zum Abbauen dieser psychologischen Hürde empfiehlt ein Lehrender insbesondere für Geschäfte Anstecknadeln, die anzeigen, welche Sprachen man beherrscht.

Es wurde angenommen, dass Eltern oftmals ihre Kinder nicht in rein bilinguale oder immersive Schulen schicken, weil sie Angst haben, ihnen aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse nicht in schulischen Belangen weiterhelfen zu können. Diese Annahme wird zwar bestätigt, aber in weitaus geringerem Ausmaß, als ursprünglich vermutet wurde.

Die teilnehmenden Lehrenden orten hier vielmehr ein Problem der nicht ausreichenden Kommunikation bzw. Information der Eltern, denen normalerweise vor dem Schuleintritt klargemacht wird, dass ihre Kinder ebenso gut sein können, wenn sie selber nicht Okzitanisch beherrschen. Vielmehr ist die Motivation der Eltern für das Okzitanische als auch die Schule *per se* entscheidend für den schulischen Erfolg.

Eltern glauben außerdem eher, dass der Besuch einer bilingualen oder immersiven Primarschule ausreicht, damit ihre Kinder lebenslang zweisprachig würden. Auch in diesem Fall sprechen die Befragten von einer Fehlinformation der Eltern, die es vor Schuleintritt adäquat zu informieren gilt, um falsche Erwartungen erst gar nicht aufkommen zu lassen.

Was einen stärkeren Fokus auf pragmatische Sprachkenntnisse im Unterricht betrifft, so lässt sich wiederum eine relativ hohe Zustimmung ablesen. Die

geäußerten Befürchtungen rekurren zum wiederholten Male auf die geringe Sprachverwendung außerhalb der Schule und relativieren somit die Nützlichkeit eines dergestalt angelegten Unterrichts, obgleich nur ein solcher gegen die schwindende Verwendung im außerschulischen Alltag wappnen könnte.

Die abschließende Frage nach vermehrten außerschulischen Lernmöglichkeiten zur Stärkung der sozialen Funktion des Okzitanischen wird von den teilnehmenden LehrerInnen in sehr starkem Ausmaß bejaht. Trotz der budgetären wie administrativen Hürden sind solche Aktivitäten äußerst motivierend und folglich von großer Bedeutung.

4. Fazit der ersten Forschungsphase

Unter Rückbezug auf die aufgestellten Forschungshypothesen lässt sich konstatieren, dass die gegenwärtige Situation des Okzitanischunterrichts tatsächlich eher negativ eingeschätzt wird. Allerdings fällt die Beurteilung deutlich weniger negativ aus, als ursprünglich angenommen wurde – ähnlich verhält es sich mit Blick auf die Zukunft.

Die Qualität des Unterrichts wird insgesamt negativer beurteilt als erwartet, wobei sich qualitative Unterschiede zwischen den verschiedenen Unterrichtsformen zeigen – v. a. die bilingualen und immersiven Schultypen werden durchwegs besser eingestuft. Hinsichtlich der Qualität einzelner Aspekte lässt sich sagen, dass die personenbezogenen Aspekte des Okzitanischunterrichts weitaus positiver eingeschätzt werden als etwa die organisatorisch-strukturellen. Die einzige Ausnahme stellen hierbei die Lehrmaterialien dar, die qualitativ besser beurteilt werden.

Was die Ziele betrifft, so zeigen sich eher klare sprachliche wie kulturelle Ziele des Okzitanischunterrichts, aber die soziolinguistischen und politischen Ziele bleiben tendenziell unklar. Generell spielt das schulische sowie sprachliche Engagement der Eltern bei der Erreichung der Ziele ebenso eine gewisse Rolle. Die Zweisprachigkeit wird in diesem Zusammenhang hauptsächlich als regelmäßige Verwendung zweier Sprachen gesehen. Ein schwach ausgeprägtes, aber dennoch vorhandenes Ziel vieler ist die Hilfsfunktion des Okzitanischen für das Erlernen weiterer Sprachen.

Die Wechselwirkung zwischen Standardisierung und Unterricht weist nur eine geringfügige gegenseitige Beeinflussung auf. Allerdings sind die Dialekte wichtiger als oftmals in der bisherigen Forschung behauptet, was sich in der Ablehnung eines ausschließlichen Standardgebrauchs bzw. einer ‚künstlichen‘ Unterrichtssprache sowie der Forderung eines Unterrichts in mehreren Varietäten zur Steigerung der sozialen Funktion widerspiegelt.

In Hinblick auf die Stärkung der sozialen Funktion des Okzitanischen schreiben die Lehrenden einem intensivierten Okzitanischunterricht nur eine geringe Wirkung zu. Anscheinend sind es vielmehr Aktivitäten außerhalb des Unterrichts, ein Fokus auf pragmatische Kompetenzen, eine Annäherung der Primär- und SekundärsprecherInnen sowie die Entwicklung eines stärkeren sprachlichen Selbstbewusstseins, die der okzitanischen Sprache zu einer breiteren Verwendung verhelfen können.

Im Rahmen der anstehenden zweiten Forschungsphase gilt es, die beiden letzten Themenbereiche in den ExpertInneninterviews näher zu beleuchten, um zu klären, wohin der Okzitanischunterricht zukünftig tatsächlich geht.

E cric e crac, aqueste article es acabat!

Bibliographie

- Py, Bernard, 2010. „Bilinguisme à Bienne“, in: Elmiger, Daniel/Conrad, Sarah-Jane, (Hgg.), 2010. *Vivre et communiquer dans une ville bilingue*. Une expérience biennoise. Tübingen: Narr, 21-30.
- Sigmund, Alexander Peter, 2015. *Hégémonie linguistique ou diversité parlée? De la standardisation difficile de la langue occitane*. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Identität und Nationalismus im katalanischsprachigen Spanien

Harald J. JAUK, Wien

Die Unabhängigkeitsszenarien der letzten beiden Jahre in Katalonien haben dieser *comunidad autónoma* Spaniens eine umfangreiche mediale Präsenz über die Landesgrenzen hinweg gesichert. Nicht zuletzt die Durchführung des vom Spanischen Verfassungsgerichtshof als verfassungswidrig eingestuften (Tribunal Constitucional 2017 (1)) Referendums vom 1. Oktober 2017 richteten das mediale Augenmerk auf dieses katalanischsprachige Gebiet Spaniens. Diese Welle des offenen Aufbegehrens fand – kurz nachdem sie durch eine ebenfalls als verfassungswidrig befundene (Tribunal Constitucional 2017 (2)) Unabhängigkeitserklärung ihren Höhepunkt erreicht hatte – ein jähes Ende durch die darauffolgende Zwangsverwaltung seitens Spanien. Seither herrscht ein milderes Klima was unabhängigkeitsspezifische Taten und Diskussionen mit Madrid betrifft. Hauptfokus schien eher die Vermeidung einer Zersplitterung des katalanischen Separatismus und der das erste Halbjahr 2019 durchgezogene Prozess der hochkarätigen katalanischen Inhaftierten. Das teils durch das Urteil Mitte Oktober (Tribunal Supremo 2019) wiederentfachte katalanistische Feuer lässt es besonders aktuell und zweckdienlich erscheinen über die Hintergründe des katalanischen Regionalismus, Nationalismus und Separatismus zu reflektieren.

Hierfür macht sich ein Blick in die rezentere Vergangenheit und insbesondere auch auf die unterschiedlichen Ansätze zu Nationalismus und Identität bezahlt. Dabei lohnt es sich über den Tellerrand hinauszublicken und nicht nur Katalonien selbst in den Fokus zu nehmen, sondern auch auf die beiden weiteren (größtenteils) katalanischsprachigen *comunidades autónomas* einzugehen. Die Valencianische Gemeinschaft¹ und die Balearischen Inseln umfassen bekanntlich neben Katalonien einen großen Teil der sog. *Països Catalans* und teilen als ehemalige Bestandteile der Krone Aragoniens einen nicht unwesentlichen Teil an weiter zurückliegender Geschichte (13.-16. Jahrhundert).

¹ Die *Comunidad Valenciana* wird im Folgenden prägnant als *Valencia* bezeichnet.

Im Folgenden soll nun v.a. das 20. Jahrhundert und exemplarisch einige in diesem aufkommende theoretische Ansätze zu Nationalismus und Identität² in den drei genannten Gebieten dargestellt werden³.

Erste Schritte

Während in Valencia und auf den Balearen kaum vor Beginn des letzten Jahrhunderts von expliziten politischen Regionalismen die Rede sein kann, sind in Katalonien schon deutliche Anzeichen dafür zu erkennen. Das Ende des 19. Jahrhunderts bereits stark industrialisierte Katalonien stand (gemeinsam mit anderen nördlichen Regionen des Landes) in deutlichem Kontrast mit dem v.a.

² Zur Bedeutung und Anwendung der Begriffe "Provinzialismus", "Regionalismus", "Autonomismus" und "Nationalismus" gibt es verschiedene Auffassungen. So z.B. jene, die in Katalonien den *Regionalismus* zeitlich zuerst einordnet (erste Bestandteile des 19. Jh.), ab Valentí Almirall von *Autonomismus* und ab Enric Prat de la Riba von *Nationalismus* spricht. (so z.B. Georg Kremnitz) Andere bestätigen eine häufige Verwendung des Begriffs *Provinzialismus* für frühe Entwicklungen und bescheinigen dann für das spätere 19. Jahrhundert die Existenz eines *Regionalismus* (Balcells 1984: 91; Harrington 2015: 39) und schlussendlich nach Jahrhundertwechsel eines *Nationalismus* in Katalonien. Der Terminus *Autonomismus* findet hingegen wenig überraschend häufig im Zusammenhang mit den Autonomiebewegungen in der Zweiten Spanischen Republik Erwähnung. (Beramendi González 2003: 54, 57; Marimon Riutort 2008: 58) Wieder andere differenzieren nicht diachron, sondern ausschließlich inhaltlich und betrachten den Regionalismus z.B. als lokale auf historisch-kulturelle Eigenheiten fokussierte identitäre eigenbezogene nicht separatistische Bewegung und den Nationalismus als ebenfalls identitäre Bewegung, die aber referentiell ist, auf der Unterscheidung des Eigenen und des Fremden fußt und grundsätzlich auf eine politische Realisierung drängt. (Van der Leeuw, 2017: 47)

Angesichts der hier exemplifizierten definitorischen Diversität, die zusätzlich durch die häufig verschiedenen Realitäten in Katalonien, Valencia und den einzelnen balearischen Inseln verkompliziert wird, sowie potenziell negativer Auswirkungen auf das Leseverständnis von zusätzlichen definitorischen Verweisen, werden hier die Begriffe *Regionalismus* und *Nationalismus* im Zusammenhang mit Katalonien der Einfachheit halber in der Form verwendet, dass ersterer (v.a.) für die katalanischen Entwicklungen im 19. Jahrhundert und zweiterer für die Entwicklungen danach verwendet wird. Ebenso wird auf die terminologische Verwendung in der Literatur, die die Basis dieses Artikels darstellt, Rücksicht genommen, dies auch insbesondere in Bezug auf Valencia und die Balearen, wo meist – auch mangels eindeutiger weitverbreiteter Nationsauffassungen – der Begriff des *Regionalismus* zutreffender erscheint. Zudem sei auf das eben Dargelegte und ergänzende Literatur verwiesen (wie z.B. Jauk 2019).

³ Hierzu sei auch auf einen etwas umfangreicheren 2018 erschienenen Artikel von mir verwiesen: Jauk, Harald, 2018. "Lebensräume: Theorien und Entwicklungen zu Nationalismus und Identität in Katalonien, Valencia und auf den Balearen", in: *Pro Scientia Reader: Lebensräume*, 41-53.

agrарwirtschaftlich ausgerichteten Rest Spaniens und dem von einer breiten Beamtenschaft dominierten Madrid. Die Begrifflichkeit *las dos Españas* anfangs des 20. Jahrhunderts erscheint somit zumindest in wirtschaftlicher Hinsicht nicht gefehlt. (Herold-Schmidt 2007: 329)

Aus dieser ökonomischen Unterschiedlichkeit ergaben sich Forderungen nach Protektionismus seitens Katalonien, welche jedoch ohne Widerhall im wirtschaftsliberalen Madrid abprallten. (Marí i Mayans 2016: 107, 108) Hätte man die Katalanen an den damals stattfindenden Reformierungsversuchen des Staates mitwirken lassen, so hätte sich laut Marí i Mayans „die Frage nach der Anerkennung ihrer differentiellen katalanischen Identität“ wahrscheinlich nicht gestellt. Diese Nichteinbeziehung der Katalanen führte in weiterer Folge dazu, dass man begann sich über den (anfänglich nicht separatistischen) Katalanismus zu definieren. (Marí i Mayans 2016: 107)

Neben den wirtschaftlichen Ursachen spielte auch das durch die *Renaixença* (v.a. zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts) wiedergewonnene Selbstbewusstsein zur eigenen Sprache und deren Literarizität sicherlich eine gewisse Rolle. (Herold-Schmidt 2007: 369) Es sei jedoch gesagt, dass die Politisierung dieser v.a. literarischen Bewegung im Grunde nur in Katalonien wirklich gelang. (Kremnitz 2018: 96) In Valencia und auf den Balearen dauerte es, wie erwähnt, etwas länger bis ein politischer Regionalismus Form annahm. (Doppelbauer 2006: 93, 94; Bernecker 2007: 17, 18)

Einer der wesentlichsten Vorreiter des politischen Regionalismus ist Valentí Almirall (*Lo Catalanisme*), der als Begründer des politischen Katalanismus gilt. (Herold-Schmidt 2007: 368) Er befürwortete schon in den 1860ern einen linksgerichteten „partikularistischen“ Katalanismus, welcher als Föderalismus zu verstehen war. (Pich i Mitjana 2011: 12) Die sog. *federalcatalanistas* forderten eine katalanische Selbstregierung, die innerhalb eines mit der spanischen Einheit vereinbaren föderalen Systems wirken sollte. (Pich i Mitjana 2008: 467).

1892 lieferte Josep Torras i Bages mit *La tradició catalana* einen weiteren grundlegenden Beitrag zum aufkommenden politischen Katalanismus. Er war der Auffassung, dass die katalanische (v.a. rurale) Tradition bewahrt werden solle und Katalonien immer eine Einheit mit dem Katholizismus bilden solle. Darauf fuße die Seinsberechtigung des katalanischen Regionalismus, der nicht mit der Einheit Spaniens im Widerspruch stehe:

[...] es dedueix: primer, la possible coexistència de la unitat amb l'espontaneïtat de la vida de les parts; segon, que el catalanisme, si vol reeixir, mai no deu separar-se del catolicisme. (Torras i Bages 1988: 404)

Im selben Jahr schuf man mit den sog. *Bases de Manresa* ein katalanistisches Grundsatzprogramm, das Torras i Bages mitgestaltete. (Herold-Schmidt 2007: 369) In der darauffolgenden Zeit erreichte der Regionalismus in Katalonien immer breitere Gesellschaftsschichten, wenngleich der eigentliche Durchbruch erst Anfang des 20. Jahrhunderts durch die Etablierung eines konservativen Katalanismus gelang. (Marí i Mayans 2016: 111)

So kam es laut Josep Pich i Mitjana erst nach der Niederlage Spaniens im Spanisch-Amerikanischen Krieg und dem Verlust der letzten bedeutenden Kolonien (1898) – zur „*definitiva polititzación*“ des Katalanismus. Die Modernisierungsversuche Spaniens waren gescheitert und 1901 wurde die konservative katalanistische Partei *Lliga Regionalista* gegründet, welche den Katalanismus in den kommenden Jahrzehnten dominieren sollte. (Pich i Mitjana 2008: 468) Juan Pablo Fusi sieht ebenso eine Verbindung zwischen dem Desaster von 1898 und der Politisierung des Regionalismus:

No fue casual que la irrupción política del nacionalismo catalán en la política española se produjera en 1901, casi inmediatamente después de la derrota del 98, el acontecimiento que puso de relieve la profunda crisis del Estado español moderno. (Fusi 2001: 104)

Man kann also von zumindest vier grundlegenden Ursachen für die Entstehung des modernen politischen Katalanismus ausgehen:

1. Der unterschiedliche Industrialisierungsgrad von Katalonien (und anderen nördlichen Gebieten) und dem restlichen spanischen Territorium bzw. divergierende ökonomische Interessen.
2. Die um politische Aspekte angereicherte katalanische *Renaixença*.
3. Die Schwächung des Staats durch den Niedergang des spanischen Überseereiches.
4. Der Ausschluss Kataloniens von den staatlichen Modernisierungsversuchen.

Die entstandenen regionalistischen Bewegungen hatten mit Almiralls und Torras i Bages Schriften ein theoretisches Fundament, auf dem sie aufbauen konnten. Mit Enric Prat de la Riba, der 1906 *La nacionalitat catalana* veröffentlichte, wurde gemäß Rahola Llorens die „*trilogía del ideario nacionalista de Catalunya*“, die auch die genannten Werke *Lo catalanisme* und *La tradició catalana* umfasst, vervollständigt. (Rahola Llorens 1917: 231)

Prat de la Riba betrachtete Katalonien als Nationalität und Nation. Schon allein deshalb stünde Katalonien ein Staat zu:

Cada nacionalidad ha de tener un Estado. (Prat de la Riba 1987: 68)
Del hecho de la nacionalidad catalana nace el derecho a la constitución
de su Estado propio, de un Estado catalán. (op.cit. 1987: 74)

Dieser „Staat“ (eigentlich *Gliedstaat*) sollte Teil einer spanischen Föderation sein. (Prat de la Riba 1987: 74)

All diese Ansätze zielten auf Autonomie (häufig innerhalb eines föderalen Modells) ab, jedoch war der Katalanismus allgemein zumindest bis zur Jahrhundertwende weit von *Unabhängigkeitsforderungen* entfernt. Enric Ucelay-Da Cal bescheinigt dies und datiert den Separatismus als Politkraft erst nach dem ersten Weltkrieg:

El separatismo se fundó como fuerza política (y no únicamente como presencia fragmentaria de varias asociaciones pequeñas) en las últimas semanas de 1918, y con algún paso en enero de 1919. (Ucelay-Da Cal 2018: 19)

Auch wenn es nun eine separatistische Parteipolitik in Katalonien gab, stellten die Separatisten zu dieser Zeit und in den darauffolgenden Dekaden immer nur eine politische Minderheit (generell und auch innerhalb des Katalanismus) dar. (Ucelay-Da Cal 2018: 158)

Selbst die Ausrufungen der „Katalanischen Republik“ (1931) bzw. des „Katalanischen Staats“ (1934) seitens Francesc Macià und Lluís Companys stellen nicht auf souveräne Staaten wie sie vom aktuellen Völkerrecht verstanden werden ab, sondern bezogen sich auf Teilstaaten einer Iberischen bzw. Spanischen Föderation. Man unterstrich damit also die Existenz einer autonomistischen Bewegung und versuchte sie als politisches Druckmittel einzusetzen, auf eine politisch-rechtliche Verbindung mit Spanien wollte man aber nicht verzichten. Dieser „souveränistische Föderalismus“ war der gemeinsame Nenner der meisten Ausprägungen des damaligen Katalanismus, der in den 30ern meist linksdominiert war. (Pujol 2007: 182)

Anders als in Katalonien, dauerte es in Valencia bis zum 20. Jahrhundert bis die ersten Spuren eines politischen Regionalismus sichtbar wurden (*Valencia Nova, blasquismo*), wenngleich dieser nie die politische Potenz seines katalanischen Pendants erlangte. Außerdem ist in der Literatur häufig von einer *doppelten* oder *dualen* valencianischen Identität (valencianisch – spanisch) die Rede.

So sahen auch Teodor Llorente und viele andere valencianische *renaixentistes* die valencianische mit einer gleichzeitig spanischen Identität perfekt vereinbar. Manche sprechen sogar von einer gegenseitigen Verstärkung beider

Elemente, welche jedoch mit der Entwicklung des spanischen Patriotismus in Richtung eines zentralistischen essentialistisch-linguistischen Kastellanismus abnahm. Dies trieb den antizentralistischen valencianischen Regionalismus teils zu extremeren Positionen. (Crespo i Durà 2002: 105, 106)

Laut Joan Fuster hat diese Dualität mit der in Valencia schwächer ausgeprägten und weniger nationalistischen *Renaixença* zu tun. Andere begründen hingegen den bescheidenen anfänglichen Erfolg eines (ausschließenden) Valencianismus v.a. mit der landwirtschaftlich dominierten sozioökonomischen Situation Valencias und regionalen Differenzen. (Crespo i Durà 2002: 104, 105)

Mit Blick auf die Balearen ist zu allererst festzustellen, dass die herrschende Meinung die identitäre Homogenität des Gebiets als gesamtes negiert und eher von einer Identifizierung mit den einzelnen Inseln des Archipels ausgeht, so auch Ende des 19. Jahrhunderts Miquel dels Sants Oliver als “figura més destacada” (Marimon Riutort 2008: 50) des ersten politischen Mallorquinismus:

[...] hablo de alma «mallorquina» y no de alma «balear», porque rarísimas veces un archipiélago presenta caracteres de unidad espiritual, de unidad de cultura y aspiraciones [...] Cada isla constituye un pequeño mundo, confinado y encerrado en sí mismo. (Dels Sants Oliver 1903: 1)

Aufgrund der geographischen Gegebenheiten eines Archipels und äußerer Einflüsse spricht Dels Sants Oliver in *Alma mallorquina* davon, dass die balearische Identität uneinheitlich sei und daher eine Unterscheidung der jeweiligen inselspezifischen Merkmale von grundlegender Bedeutung sei. (Dels Sants Oliver 1903: 1-3)

Während zu Jahrhundertende kaum politische Regionalismen auf den Balearen sichtbar waren, tauchten in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts auch hier regionalistische Bewegungen auf, wenngleich mit bescheidenem gesellschaftlichen Rückhalt.⁴ So ist zu Jahrhundertbeginn ein Torras i Bages Ideen ähnelnder rural-traditionalistischer katholischer balearischer Regionalismus nachgewiesen (Marimon Riutort 2008: 51, 52) und auch regionalistische politische Parteien kamen auf (z.B. *L'Espurna* [1909] und *Centre Regionalista de Mallorca*

⁴ Sowohl zu Valencia als auch zu den Balearen und den dort recht schwach ausgeprägten Regionalismen sei gesagt, dass dies auch damit zusammenhing, dass die entschlosseneren Katalanisten beiderorts häufig nach Barcelona auswanderten, wo sie unter Gleich- bzw. Ähnlichgesinnten eine freundlichere Aufnahme fanden. Es verwundert daher nicht, dass etliche wesentliche Vertreter der *Renaixença* aus diesen Gebieten stammten.

[1917]). (Marí i Mayans 2016: 126, 127; Marimon Riutort 2008: 52) Zudem veröffentlichten Francesc de Borja Moll und Antoni Maria Alcover das nun online verfügbare⁵ *Diccionari català-valencià-balear*. (Herling 2008: 58; Hoffmann 2009: 24)

Weitere Entwicklungen

In der Zweiten Spanischen Republik (1931–1939) erhielt Katalonien, anders als Valencia und die Balearen, erstmalig im Rahmen eines Autonomiestatuts einen gewissen autonomen Spielraum. Nun besagt die neoinstitutionelle Theorie, dass (regionale) institutionelle Gegebenheiten (regionale) Identifizierungsprozesse fördern. Dies würde wiederum bedeuten, dass die katalanische Identität durch die geschaffene Regionalregierung und das Autonomiestatut von 1932 gestärkt wurde. (Brubaker in Coller/Castelló i Cogollos 1999: 156) Dasselbe gilt vice versa: wenn verstärkt Identifikationsprozesse ausschließlich mit der Region (aus welchen Gründen auch immer) stattfinden, führe dies laut Moreno et al. und Prat de la Riba tendenziell auch zur Schaffung regionaler Institutionen und rechtlichen Konsequenzen:

When citizens in a sub-state community identify themselves in an exclusive manner, the institutional outcome of such antagonism will also tend to be exclusive. (Moreno et al. 1998: 71)

El derecho es un fruto de la conciencia del pueblo, que lo hace a su semejanza y según sus necesidades; es un producto del espíritu nacional, fuente de la vida entera del pueblo, principio y razón de sus manifestaciones. (Prat de la Riba 1987: 52)

Zu den Diktaturen Miguel Primo de Riveras (1923–1930) und Francisco Francos (1939–1975) sei gesagt, dass diese zwar sowohl in Katalonien, als auch in Valencia und den Balearen einen herben Rückschlag für die katalanische Sprache und die mit ihr verbundene Regionalkultur und -autonomie bedeuteten (Herling 2008: 59; Miller/Miller 1996: 116; Jordà Sánchez et al. 2014 (1): 24). Bemerkenswerterweise war diese Unterdrückung aber kontraproduktiv was die Auslöschungsversuche der regionalen Nationalismen betraf. Denn durch die radikale Vorgehensweise während dieser beiden diktatorialen Regime wurden die substaatlichen Nationalismusbewegungen nicht nur (zahlenmäßig) gestärkt,

⁵ Unter <http://dcvb.iec.cat/>.

sondern auch radikalisiert. (Beramendi González 2003: 55, 63; Giner in Moreno et al. 1998: 68)

Era obvio que la experiencia de la Dictadura [primorriverista] sólo había servido, en lo relativo a la cuestión catalana, para lo contrario de lo que había pretendido: en lugar de neutralizar total o parcialmente el catalanismo, no sólo había profundizado aún más su socialización sino que además [...] había radicalizado sus reivindicaciones nacionalistas. (Beramendi González 2003: 63)

In fact, the linguistic and cultural oppression of Francoism stimulated peripheral regionalism and nationalism in Spain (Giner in Moreno et al. 1998: 68)

In den 60ern entstand mit der sozio-musikalischen Bewegung der *Nova Cançó* „die kulturelle Gattung, die auf die größte Resonanz stieß“ (Marí i Mayans 2016: 153) – und zwar im gesamten katalanischsprachigen Raum. Sie hatte eine gewisse Konsolidierungswirkung auf die regionalen sprachlich-kulturellen Postulate der nach dem Bürgerkrieg (1936–1939) geborenen Generation. (Marí i Mayans 2016: 153)

Anders als in Katalonien, blieb es in Valencia in der Zweiten Republik – auch durch den Ausbruch des Bürgerkriegs bedingt (Archilés 2007: 158) – nur beim *Vorprojekt* eines Autonomiestatuts (Mancebo Alonso 2000: 340). Während der Franco-Diktatur wurden jedoch dann grundlegende theoretische Beiträge zu valencianischem Regionalismus bzw. Identität geleistet. Die Rolle Joan Fusters sei hier besonders hervorgehoben, der als bedeutsamster katalanischsprachiger Intellektueller der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts betrachtet werden kann. (Kremnitz in Doppelbauer 2006: 110)

Fuster sah Valencia und die restlichen katalanischsprachigen Gebiete im Kampf gegen den übermächtigen spanischen Staat. Die Eroberung seitens Jaume I. im 13. Jahrhundert und die katalanisch-aragonesische Wiederbevölkerung Valencias waren laut Fuster einerseits ein Bruch mit der indigenen Bevölkerung und der arabischen Kultur und andererseits Ursprung der valencianischen Identität.⁶ (Crespo i Durà 2002: 106-108)

⁶ Dem stehen essentialistischere Theorien gegenüber, die den iberischen Ursprüngen eine übergeordnete Relevanz beimessen. (Crespo i Durà 2002: 107)

Im 1962 erschienenen *magnum opus* Fusters, *Nosaltres, els valencians*, vertrat dieser die Ansicht, dass Katalanen, Balearen und Valencianer denselben *katalanischen* Ursprung⁷ hätten und daher die Vereinigung der *Països Catalans* „llur únic futur normal“ (Fuster 1996: 52, 64) und zugleich moralische Obligation sei:

La idea dels Països Catalans és [...] una «obligació moral», en principi. És, al mateix temps, una precaució salvadora: *in unitate virtus*. La corda que lliga la mata de jonc —la unitat— és l'únic camí que ens queda, si volem subsistir com a poble: valencians, «catalans» i balears. (Fuster 1996: 65, 66)

Auch auf den Balearen kam es nicht zur Approbation des Autonomiestatus, auch wenn es mehrere Anläufe dafür gab (Casasnovas Camps 2007: 684, 685), was nicht zuletzt auch auf den schwach ausgeprägten balearischen Regionalismus zurückging, der laut Beramendi González häufig antikatalanisch geprägt war:

Y es que el balearismo, que era ante todo un anti-catalanismo, no tenía predicamento entre los regionalistas. (Beramendi González 2003: 25) [...] tanto el de derecha como el de izquierda, padecía una extrema debilidad social. (op.cit. 2003: 50)

Wenngleich es auf den Balearen während des Franquismus nicht zu theoretischen Ansätzen betreffend Regionalidentität mit der Tragweite derer Fusters kam, wurden im Laufe der Diktatur die kulturell-linguistischen Forderungen der Inseln zu einem bedeutenden Instrument demokratischen Widerstands gegen die nationalkatholischen Eckpfeiler des einer *españolistischen* Kulturhegemonie befürwortend gegenüberstehenden Regimes. (Jordà Sánchez et al. 2014 (1): 24) Zudem kam es 1962 zur Gründung der von Franco geduldeten und nach wie vor existenten *Obra Cultural Balear*, die sich der Förderung von Regionalkultur und -sprache widmet und ihr katalanisches bzw. valencianisches Pendant in *Òmnium Cultural* bzw. *Acció Cultural del País Valencià* findet. (Jordà Sánchez et al. 2014 (1): 24)

⁷ Die gemeinsame katalanische Sprache wurde als Indiz für die Katalanität des Valencianischen (bzw. Balearischen) gesehen. (Crespo i Durà 2002: 107)

Übergang zur Demokratie

Nach dem Tod Francos im Jahr 1975 begann die Periode der Spanischen Transition (die bis in die 80er dauern sollte) und damit die Zeit, in der die öffentliche Verwendung der katalanischen Sprache wieder legalisiert wurde. Folgt man den Ausführungen Clua i Fainés, wurde bislang nicht nur die Sprache (und der Nationalismus) auf den privaten Bereich reduziert, sondern auch die katalanische *Identität*. (Clua i Fainé 2014: 88) Im Frühjahr 1977 gab es bereits erste Demonstrationen, in denen man wieder ein Autonomiestatut verlangte, am katalanischen Nationalfeiertag (11.09.) desselben Jahres folgte nach langer Zeit die erste Massendemonstration in Katalonien. Dem kam die aktuelle spanische Verfassung von 1978 nach indem sie den *estado de las autonomías* in ihrem 2. (und 143.) Artikel festschrieb (Cortes Generales 1978). Auch erlangten Valencia und die Balearen, die – wie angesprochen – während der Zweiten Republik über keine Autonomie verfügten, ein Autonomiestatut. In Übereinstimmung mit der oben erwähnten neoinstitutionellen Theorie, würde dies eine Stärkung der Regionalidentitäten bedeuten. (Brubaker in Collier/Castelló i Cogollos 1999: 156) Mit der Verfassung schuf man also die Grundlage eines durch die spanischen Regionen erlangbaren eigenen Gestaltungsspielraumes, was laut Beramendi González zwar temporär und teilweise Konflikte reduzieren könne, jedoch auf Dauer die regionalen Nationalismen verstärke:

Las alternativas descentralizadoras [...] pueden desactivar temporal y parcialmente las tensiones entre nacionalismos, pero paradójicamente contribuyen a consolidar los subestatales y sus correspondientes identidades nacionales al permitirles controlar instituciones de autogobierno que profundizan aún más los procesos de nacionalización particulares. (Beramendi González 2003: 81)

Auch hier wird somit die neoinstitutionelle Theorie bestätigt.

Im Valencia der Transitionszeit kam es im Bereich der valencianischen Regionalidentität zu einem sozialen Bruch in zweierlei Manifestationen: im fusterianisch-Katalanistischen und im blaveristisch-Antikatalanistischen. (Crespo i Durà 2002: 110) Den pankatalanistischen Idealen Fusters widersprechend, bediente sich der *blaverismo* typisch valencianischer Symbole, drückte sich auf Spanisch aus (Crespo i Durà 2002: 114), unterstrich symbolisch den blauen Rand

der Flagge Valencias als *Unterscheidungsmerkmal* zu jener Kataloniens und fokussierte sich allgemein auf die Verschiedenheiten des Valencianischen und Katalanischen. (Doppelbauer 2006: 148)



Der Diskurs über die Grundlagen der valencianischen Sprache und Identität hatte sich von den akademischen Studiengemächern auf die Straße verlagert, wobei v.a. die valencianische Geschichte (insb. das 13. Jahrhundert) in den Vordergrund trat. Die weitverbreitete Ansicht Fusters zur valencianischen Vergangenheit wurde hinterfragt, so z.B. durch Antonio Ubieto, der die aragonesische Fabla als Ursprung des Valencianischen und die mittelalterliche Wiedereroberung Valencias als aragonesisch dominiert ansah⁸. Die *blaveros* machten sich so eine für sie optimierte (und dadurch verfälschte) Geschichte als Argumentationsbasis zu Nutze. Der Franquismus wiederum bediente sich teils des *blaverismo*, um nach dem Motto *divide et impera* pankatalanistischen Forderungen entgegenzuwirken. (Crespo i Durà 2002: 103, 111-113)

Es sei auch der sog. *sprachliche Sezessionismus* erwähnt, der die Divergenzen zwischen Valencianischem und Katalanischem hervorhob und das Postulat aufstellte, dass die Genannten verschiedene *Sprachen* seien. Man stellte einerseits die valencianische Identität als bedroht dar, wodurch eine starke Mobilisierung erreicht werden konnte. Andererseits strebte man nach einer juristischen Kodifizierung dieses Sezessionismus. (Climent-Ferrando in Doppelbauer 2006: 148)

Auf den Balearen kam es zu einer grundsätzlich ähnlichen Bewegung, die aus einer von „Pep Gonella“, dessen wahre Identität lange im Unwissen lag⁹, ausgehenden sprachbezogenen Polemik hervorging.

⁸ Nach heutigem Wissensstand ist beidem nicht zuzustimmen.

⁹ Seit Mai 2017 weiß man, dass es sich um Josep Zaforteza Calvet handelt. (<https://www.diariodemallorca.es/cultura/2017/05/22/pep-gonella-quita-mascara/1216992.html>) Zweck der Nutzung eines Pseudonyms war aufgrund der oft extremen und sprachlich als auch inhaltlich polemischen Darstellungen der Veröffentlichungen wohl die Verhüllung der wahren Identität des Autors und die daher gewährleistete Narrenfreiheit. (Berkenbusch 1994: 84)

Pep Gonella äußerte im Jahr 1972 in einem nicht den katalanischen Orthographieregeln entsprechenden Artikel im *Diario de Mallorca* vehemente Kritik an den katalanischen Interferenzen in der davon bedrohten mallorquinischen Varietät:

Es a dir, ni a dins ca meva me permetrà xerrar es mallorquí. I no, m'apressur a dir-ho, per culpa dels castellans, sino de certes gramàtiques i promptuaris que els barcelonins venen publicant a Mallorca i que davant els meus fills – an els que que procur ensenyar-los a parlar es mallorquí – me descrediten totalment. (Gonella 1972: 24)

In der Folge wird Francesc de Borja Moll zitiert, der die Auffassung vertritt, dass die Sprache der Balearen aufgrund der „geringen“ dialektalen Unterschiede des Katalanischen im Allgemeinen als *catalán* bezeichnet werden solle, was Gonella wiederum inopportun findet. (Gonella 1972: 24)

Auf dieses Anliegen der Förderung der regionalen Varietät in Wort und Schrift gegenüber der barcelonesischen sprachlichen Vorherrschaft folgen kritische, teils sehr offensive Reaktionen seitens etlicher Philologen (insbesondere seitens De Borja Moll) auf Gonellas Zeitungsartikel, darauf bezogen wieder Reaktionen von Gonella, dann erneut von den Kritisierten usw. (Berkenbusch 1994: 84, 85)

Aufgrund der dem in manchen politischen und soziokulturellen balearischen Sphären vorherrschenden Pankatalanismus widerstrebenden antikatalanistischen Einstellung des Gonellismus, kann dieser als homologes Phänomen zum valencianischen Blaverismus gesehen werden, selbst wenn die valencianische Bewegung besser organisiert und aktiver war. (Denisenko: 26)

Aktualität

Nachdem die Regionalismen in den katalanischsprachigen Gebieten seit ihrem Aufkommen Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts stets mehrheitlich autonomistisch (bzw. föderalistisch) geprägt waren, erscheinen die Entwicklungen der letzten Jahre in Katalonien wie ein unbegreiflicher Bruch mit dieser Tradition. Der Wandel des vorrangigen Wunsches nach erweiterter Autonomie (im Rahmen des spanischen Systems) hin zur vehementen Forderung von Unabhängigkeit (außerhalb dieses Systems) ist statistisch belegt: die katalanischen Unabhängigkeitsbefürworter verdreifachten sich zwischen 2006 (14%)

und 2019 (44%¹⁰) (CEO in Clua i Fainé 2014: 84; CEO 2019: 15). Clua i Fainé sieht den zunehmenden Erfolg dieser in dem Clou des aktuellen nationalistischen Diskurses seinen bisherigen Fokus – weg von der Unabhängigkeit selbst (und deren identitärem Fundament) – auf das Recht demokratischer Partizipation (das sog. *derecho a decidir*) zu lenken und so auch Menschen mit nicht (nur) katalanischer Identität zu erreichen. (Clua i Fainé 2014: 79, 94) Auch Peter Kraus unterstreicht die demokratische Selbstwahrnehmung des katalanischen Souveränismus. (Kraus 2015: 23)

Die zugenommene Befürwortung der Unabhängigkeitsidee wird zudem häufig mit zwei Hauptargumenten erklärt:

1. einem ökonomischen, das die Effekte der Finanzkrise mit dem (vergliehen mit anderen spanischen Gebieten) katalanischen Steuerdefizit verknüpfte und
2. einem politischen, das im Zusammenhang mit der Enttäuschung über die Verfassungswidrigkeit vieler Bereiche der Reform des katalanischen Autonomiestatuts und der Erkenntnis, dass der autonome Rahmen ausgeschöpft sei, stand. (Clua i Fainé 2014: 86, 87)

Die zugespitzte Rhetorik und die teils violenten Verhinderungsversuche des Unabhängigkeitsreferendums 2017 seitens der Rajoy-Regierung, sowie wenig später die staatliche Zwangsverwaltung Kataloniens können sicherlich als weitere förderliche Parameter für die Aufrechterhaltung oder sogar Verstärkung des Unabhängigkeitsbedürfnisses gesehen werden.

In Valencia war die Reform des Autonomiestatuts weniger problembehaftet und auch finanzielle Angelegenheiten nahmen meist einen sekundären Rang ein. Vielmehr waren weiterhin (national-)historische Fragestellungen im Vordergrund, wobei hier allen voran Joan Francesc Mira (*Crítica de la nació pura; Sobre la nació dels valencians*) zu erwähnen ist. Mira stellte zu Jahrhundertende fest, dass – in Übereinstimmung mit Fusters Ideen – die Valencianer zwar katalanischen Ursprungs seien, die *Països Catalans* als politische Einheit hingegen – im Kontrast zu Fuster und zum Pankatalanismus – eine überflüssige Utopie seien:

[Els valencians són] Catalans de nació, doncs [...] Catalunya i València són sempre dos territoris o «països» [...]

¹⁰ Von den in der Studie 3252 („Barómetro de Junio 2019“) des Centro de Investigación Sociológica katalanischen Befragten gaben „nur“ 29,8% an, einen “Estado en el que se reconociese a las comunidades autónomas la posibilidad de convertirse en Estados independientes” zu befürworten. (CIS 2019: 58)

Hi ha utopies necessàries, en tant que horitzons ideals, i d'altres, com el més rigorós catalanisme polític al País Valencià, tan legítimes i atractives com perfectament prescindibles. (Mira 1997)

Die Negierung der Realisierbarkeit eines gemeinsamen Staats der *Països Catalans* resultiere einerseits aus dem mangelnden Interesse der Valencianer daran, deren Identifikation grundlegend mit *València* stattfindet, und andererseits an der Unvereinbarkeit mit dem bisherigen geschichtlichen Lauf. (Beltran 1997: 26)

Während historiographische Details mittlerweile tendenziell in den Hintergrund des wissenschaftlichen Diskurses getreten sind, erfreut sich die Diskussion über die national-identitäre Zuordnung der Valencianer nach wie vor Aktualität. (Crespo i Durà 2002: 102)

Andrés Piqueras Infante streitet beispielsweise die Einheitlichkeit der valencianischen Identität ab und geht von verschiedensten Teilidentitäten aus, die in Valencia koexistieren und sich durch ihre Toleranz gegenüber anderen Kulturen und Identitäten auszeichnen. (Piqueras Infante 1996: 249, 250, 253). Dies würde – im Sinne einer dualen¹¹ oder multiplen Identität – auch die Akzeptanz spanischer oder katalanischer Charakteristika bedeuten.

Auf den Balearen wurde in den 90ern die *Plataforma 31-D* zur Förderung der balearischen Selbstbestimmung bzw. der Unabhängigkeit der *Països Catalans* geschaffen, die zu Jahresende immer Demonstrationen zu diesem Zweck organisiert. Diese Forderungen ließen sich zu Jahrhundertende auch in den Programmen einiger politischer Parteien finden. Das *Partit Socialista de Mallorca* kann als wegweisende (inselspezifische) regionalistische Institution und politischer Referenzpunkt der balearischen Unabhängigkeitsbefürworter der auf den Franquismus folgenden Jahrzehnte betrachtet werden. (Jordà Sánchez/Amen-gual i Biblioni 2014 (2): 365) Die ökonationalistische Partei *Més per Mallorca*, die an der balearischen Regionalregierung beteiligt ist, ließ im Herbst 2017 außerdem mit einem Strategiedokument („Mallorca 2030: dignidad es soberanía“) aufhorchen, nach welchem 2030 eine verbindliche Konsultation zur Gründung eines mallorquinischen Staates stattfinden solle. (Bohórquez 2017)

Was die einzelnen Inseln betrifft, kann festgestellt werden, dass die Unabhängigkeitsidee in Mallorca wohl am meisten Unterstützer findet, wobei auch

¹¹ Für eine duale Identität (valencianisch-spanisch) spricht auch die Studie 3252 („Barómetro de Junio 2019“) des Centro de Investigación Sociológica, bei der 63,2% der valencianischen Befragten angaben, dass sie sich genauso spanisch wie valencianisch fühlen (vs. mutatis mutandis 39,9% der katalanischen und 56,1% der balearischen Befragten). (CIS 2019: 59)

auf Ibiza und Formentera ein gewisser sozialer Rückhalt erkennbar ist. Laut Jordà Sánchez und Amengual i Biblioni gab es hingegen auf Menorca trotz der Vielzahl an Selbstbestimmungsanhängern bis 2014 keine unabhängigkeitsbefürwortenden Bewegungen. (Jordà Sánchez/Amengual i Biblioni 2014 (2): 367) Das änderte sich im Sommer 2014 mit der Gründung der menorquistischen Partei *Més per Menorca*, die für „l'autogovern, la sobirania i l'autodeterminació del poble de Menorca“ (Més per Menorca 2019: 4) eintritt.

Allgemein lässt sich jedoch sagen, dass die Unabhängigkeitsidee einen geringen sozialen Rückhalt auf den Balearn hat (etwa 10%¹² der Bevölkerung). (Jodrà Sánchez et al. 2014 (1): 33; Brunat, 2018)

Conclusio

Zusammenfassend lassen sich aus dem Dargelegten folgende Erkenntnisse ableiten:

Während Ende des 19. Jahrhunderts in Valencia und auf den Balearn noch kaum ein politischer Regionalismus erkennbar war, gab es in Katalonien – bedingt etwa durch industrielle Faktoren und die katalanische *Renaixença* – schon ab den 1860ern erste Signale eines politischen Katalanismus, wenngleich seine endgültige Etablierung erst nach 1898 eintrat. Aufbauend (anfangs) auf einem u.a. von Almirall, Torras i Bages und Prat de la Riba geschaffenen theoretischen Fundament (mit föderalem Niederschlag), konnte in den 1930ern regionale Autonomie in Katalonien erreicht werden, wobei Valencia und die Balearn in der Zweiten Spanischen Republik kein Autonomiestatut zustande brachten. Vieles deutet darauf hin, dass sowohl diese Autonomie, als auch die kulturell-sprachliche Repression unter Primo de Rivera und Franco Regionalidentität und Nationalismus in den katalanischsprachigen Gebieten verstärkte. Der durch die Spanische Verfassung festgeschriebene *estado de las autonomías* führte letztlich zu Autonomiestatuten sowohl in Katalonien, als auch in Valencia und den Balearn. Trotz nach dem Ersten Weltkrieg aufgekommener kleinerer Unabhängigkeitsbewegungen, gilt es hervorzuheben, dass im 20. Jahrhundert fast ausschließlich autonome (bzw. föderale) Forderungen in Katalonien mehrheitsfähig waren. Die Kehrtwende anfangs des 21. Jahrhunderts kann mit wirtschaftlichen und politischen Beweggründen erklärt werden, wobei eine

¹² Von den in der Studie 3252 („Barómetro de Junio 2019“) des Centro de Investigación Sociológica balearischen Befragten waren sogar nur 6,1% für einen “Estado en el que se reconociese a las comunidades autónomas la posibilidad de convertirse en Estados independientes“. (CIS 2019: 58)

durchwegs plausible Theorie die steigende Zahl der katalanischen Unabhängigkeitsbefürworter in der Neupositionierung des Fokus weg von der Unabhängigkeit selbst (und deren identitärer Ausrichtung) hin zur demokratischen „Rechtmäßigkeit“ der Selbstbestimmung begründet sieht.

Den Valencianern wurde im letzten Jahrhundert häufig eine duale Identität (valencianisch-spanisch) attestiert, regionalistische Bewegungen hatten meist kaum sozialen Rückhalt. In den 1960ern wurde der generell stark historische Diskurs in Valencia durch die pankatalanistischen Ideen Joan Fusters inhaltlich angereichert. In der Spanischen Transition kam dann der Blaverismus auf, der den valencianischen Eigenheiten eine besondere Bedeutung beimaß und eine antikatalan(ist)ische Haltung einnahm. Zu Jahrhundertende bescheinigte Joan Francesc Mira eine grundlegende Identifikation der Valencianer mit ihrer Region und negierte die Realisierbarkeit eines gemeinsamen Staates der *Països Catalans*. Ungeachtet mancher ausschließender valencianistischer oder pankatalanistischer Ansätze, lässt sich *cum grano salis* eine weitreichende identitäre Kompatibilität zwischen Staat und Region im Valencia des 20. Jahrhunderts feststellen, was eine mögliche Ursache für die dort weniger ausgeprägten Unabhängigkeitsforderungen sein könnte.

Auf den Balearen kennzeichneten sich Identität und Nationalismus v.a. durch die Diversität unterschiedlicher v.a. inselspezifischer Bewegungen. Durch die Schriften von Miquel dels Sants Oliver verfügte der balearische Regionalismus zwar recht bald über eine theoretische Grundlage und auch erste regionalistische Gruppierungen kamen schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts zum Vorschein, doch war die gesellschaftliche Resonanz – vielleicht aufgrund der erwähnten identitären Diversität – deutlich reduzierter als in Katalonien. Nichtsdestotrotz wurde es in den 1960ern die regionalistische *Obra Cultural Balear* geschaffen und etwas später formierte sich der antikatalan(ist)ische Gonalismus. Die regionalistischen Ansichten fanden gegen Ende des letzten Jahrhunderts ihre politische Ausprägung im *Partit Socialista de Mallorca* (aktuell z.B. auch in *Més per Mallorca*), wobei Unabhängigkeitsszenarien auf den Balearen nach wie vor der Ausnahmefall sind.

Literatur

Archilés, Ferran, 2007. „Entre la regió i la nació. Nació i narració en la identitat valenciana contemporània“, in: Carnero i Arbat, Teresa / Archilés i Cardona, Ferran, (Hgg.), 2007. *Europa, Espanya, País Valencià: Nacionalisme i democràcia: passat i futur*. Valencia: Universitat de València, 143-186.

- Balcells, Albert, ³1984. *Cataluña contemporánea I (siglo XIX)*. Madrid: siglo XXI.
- Beltran, Adolf, 1997. „Debats sobre la nació pràctica”, in: *Caràcters*, 1/Okt. 97, 26.
- Beramendi González, Justo, 2003. „Nacionalismos, regionalismos y autonomía en la Segunda República”, in: *Pasado y memoria: Revista de Historia Contemporánea*, 2/2003, 5-77.
- Berkenbusch, Gabriele, 1994. „Mallorquinisch oder katalanisch? Standard oder Varietäten?: Auf den Spuren von Pep Gonella“, in: Berkenbusch, Gabriele / Bierbach, Christine, (Hgg.), 1994. *Soziolinguistik und Sprachgeschichte: Querverbindungen*. Tübingen: Narr, 81-98.
- Bernecker, Walther L., 2007. „Tausend Jahre katalanische Geschichte: ein Überblick“, in: Eßer, Torsten / Stegmann, Tilbert D., (Hgg.), 2007. *Kataloniens Rückkehr nach Europa 1976-2006: Geschichte, Politik, Kultur und Wirtschaft*. Berlin: Lit, 7-30.
- Bohórquez, Lucía, 2017. „El partido que gobierna con el PSOE en Baleares plantea un referéndum para 2030”, in: *El País*, 19/09/2017.
- Brunat, David, 2018. „El 'procés' toma Baleares: familias peleadas y proyecto de referéndum para 2030”, in: *El Confidencial*, 04/06/2018.
- Casasnovas Camps, Miquel Àngel, 2007. *Història de les Illes Balears*. Palma de Mallorca: Moll.
- Centre d'Estudis d'Opinió (Generalitat de Catalunya, CEO), 2019. *Baròmetre de Opinió Política. 2ª ola 2019* (dosier de premsa). Barcelona: CEO.
- Centro de Investigaciones Sociológicas (CIS), 2019. *Barómetro de Junio 2019 (Estudio no. 3252)*. Avance de resultados. Tabulación por Comunidad Autónoma. Madrid: CIS.
- Clua i Fainé, Montserrat, 2014. „Identidad y política en Cataluña: el auge del independentismo en el nacionalismo catalán actual” in: *Quaderns-e*, 19/2, 79-99.
- Coller, Xavier; Castelló i Cogollos, Rafael, 1999. „Las bases sociales de la identidad dual: el caso valenciano”, in: *Revista española de investigaciones sociológicas*, 88, 155-183.
- Cortes Generales, 1978. „Constitución Española”, in: *Boletín Oficial del Estado núm. 311*, de 29 de diciembre de 1978.
- Crespo i Durà, Alexandre, 2002. „La utilización de la historia como arma política: la Transición valenciana (1975-1983)”, in: Forcadell Álvarez, Carlos / Frías Corredor, Carmen / Peiró Martín, Ignacio / Rújula López, Pedro Víctor, (Hgg.), 2002. *Usos públicos de la Historia: Comunicaciones al VI Congreso de la Asociación de Historia Contemporánea*, 1. Zaragoza: Institución Fernando el Católico, 101-115.

- Dels Sants Oliver, Miquel, 1903 (1899). „Alma mallorquina”, in: *Alma española*, núm. 1/4, 1-3.
- Denisenko, G., 2014. „El catalán balear y el movimiento de gonellismo”, in: *Estudios actuales de la lengua española y la literatura iberoamericana*, 2/4, 25-29.
- Doppelbauer, Max, 2006. *València im Sprachenstreit: Sprachlicher Sezessionismus als sozialpsychologisches Phänomen*. Wien: Braumüller (Ethnos Bd. 67).
- Fusi, Juan Pablo, 2000. „España. La evolución de la identidad nacional”, in: García de Cortázar, Fernando, (Hgg.), 2001. *La nación española: historia y presente (Papeles de la Fundación FAES)*, 63. Madrid: FAES, 93-107.
- Fuster, Joan, 1996 (1962). *Nosaltres, els valencians*. Barcelona: Edicions 62.
- Gonella, Pep, 1972. „Barcelonismes en lloc de purismes”, in: *Diario de Mallorca*, 30/06/1972, 24.
- Harrington, Thomas S., 2015. *Public Intellectuals and Nation Building in the Iberian Peninsula, 1900-1925: The Alchemy of Identity*. London: Bucknell University Press/The Rowman&Littlefield Publishing Group.
- Herling, Sandra, 2008. *Katalanisch und Kastilisch auf den Balearen*. Beiträge zur Literatur-, Sprach und Medienwissenschaft Bd. 159. Heidelberg: Winter Heidelberg.
- Herold-Schmidt, Hedwig, 2007. „Vom Ende der ersten zum Scheitern der zweiten Republik (1874-1939)“, in: Schmidt, Peer, (Hgg.), 2007. *Kleine Geschichte Spaniens*. Stuttgart: Philipp Reclam jun., 329-442.
- Hoffmann, Judith, 2009. *Sprachkonflikte auf den Balearen*. Wien: Universität Wien.
- Jauk, Harald, 2019. „Der Begriff der Nation: Definitionsversuche und verwandte Konzepte“, in: Pro Scientia, (Hgg.), 2019. *Pro Scientia Reader 2019: Gedächtnis*. Wien: Facultas, 40-46.
- Jauk, Harald, 2018. „Lebensräume: Theorien und Entwicklungen zu Nationalismus und Identität in Katalonien, Valencia und auf den Balearen”, in: *Pro Scientia Reader: Lebensräume*, 41-53.
- Jordà Sánchez, Joan Pau / Amengual i Bibiloni, Miquel / Marimon Riutort, Antoni, 2014 (1). „A contracorriente: el independentismo en las Islas Baleares (1976-2011)”, in: *Historia Actual Online*, 35/3, 21-34.
- Jordà Sánchez, Joan Pau / Amengual i Bibiloni, Miquel, 2014 (2). „El independentismo en las Islas Baleares (1974-2011): Aspectos definitorios”, in: Navajas Zubeldia, Carlos / Iturriaga Barco, Diego, (Hgg.), 2014. *España en democracia: Actas del IV Congreso de Historia de Nuestro Tiempo*. Logroño: Universidad de La Rioja, 359-370.
- Kraus, Peter A., 2015. „Demokratisierung der Souveränität: Der katalanische „Prozess““, in: *europa ethnica*, 72, 17-24.

- Kremnitz, Georg, 2018. *Katalanische und Okzitanische Renaissance: ein Vergleich von 1800 bis heute*. Berlin/Boston: De Gruyter (Romanistische Arbeitshefte, Bd. 67)
- Mancebo Alonso, María Pilar, 2000. „Anteproyecto del estatuto valenciano en la Constitución de 1931 y reacción de los partidos políticos valencianos ante el hecho estatutario”, in: *Saitabi: revista de la Facultat de Geografia i Història*, 30, 319-340.
- Mari i Mayans, Isidor, 2016. *Die Katalanischen Länder: Geschichte und Gegenwart einer europäischen Kultur*. Berlin: Walter Frey/tranvía.
- Marimon Riutort, Antoni, 2008. „Sobre el nacionalisme a Mallorca (1890-1936)”, in: *Cercles – Revista d'història cultural*, 43-59.
- Més per Menorca, 2019. *Programa electoral al Consell Insular de Menorca i al Parlament de les Illes Balears 2019-2023*. Ciutadella/Maó: Més per Menorca.
- Miller, Henry / Miller, Kate, 1996. „Language Policy and Identity: the case of Catalonia”, in: *International Studies in Sociology of Education*, 6/1, 113-128.
- Mira, Joan Francesc, 1997. *Sobre la nació dels valencians* (entnommen von Website des Autors). Valencia: Tres i Quatre.
- Moreno, Luis / Arriba, Ana / Serrano, Araceli, 1998. „Multiple identities in decentralized Spain: The case of Catalonia”, in: *Regional & Federal Studies*, 8/3, 65-88.
- Pich i Mitjana, Josep, 2008. „La gènesis del catalanisme polític: de los inicios de la restauración a la crisis del Centre Català”, in: *Revista Española de Historia*, LXVIII / 229, 437-470.
- Pich i Mitjana, Josep, 2011. „Estudi introductori: Valentí Almirall i Llozer (1841-1904): Federalisme i catalanisme”, in: Viver Pi-Sunyer, Carles / Corretja Torrens, Mercè / Grau Creus, Mireia, (Hgg.), 2011. *Valentí Almirall: Antologia de textos*. Barcelona: Generalitat de Catalunya, 9-44.
- Piqueras Infante, Andrés, 1996. *La identidad valenciana*. La difícil construcción de una identidad colectiva. Madrid: Escuela libre/Alfons el Magnànim.
- Prat de la Riba, 1987 (1906). *La nacionalidad catalana* (Übersetzt von Royo Villanueva, Antonio). Madrid/Barcelona: Alianza/Enciclopèdia Catalana.
- Pujol, Enric, 2007. „República catalana i Generalitat republicana: Una reconsideració historiogràfica i política”, in: *Eines*, tardor/07, 179-189.
- Rahola Llorens, Carles, 1917. „Letras catalanas: Enrique Prat de la Riba“, in: *Nuestro Tiempo: ciencias y artes, política y hacienda*, XVII / 224, 230-232.
- Torras i Bages, 1988 (1892). *La tradició catalana*. Barcelona: Edicions 62 / La Caixa.

Harald J. Jauk

Tribunal Constitucional, 2017 (1). „Sentencia 114/2017, de 17 de octubre de 2017”, in: *Boletín Oficial del Estado* núm. 256, de 24 de octubre de 2017, 102543-102570.

Tribunal Constitucional, 2017 (2). „Auto 144/2017, de 8 de noviembre de 2017”, in: *Boletín Oficial del Estado* núm. 278, de 16 de noviembre de 2017, 110758-110775.

Tribunal Supremo, 2019. “Sentencia 459/2019, de 14 de octubre de 2019”, Sala de lo Penal, CAUSA ESPECIAL núm.: 20907/2017, in: *Centro de Documentación Judicial*.

Ucelay-Da Cal, Enric, 2018. *Breve historia del separatismo catalán*. Del apego a lo catalán al anhelo de la secesión. Barcelona: Penguin Random House.

Van der Leeuw, Barbara, 2017. “Regionalismo y nacionalismo en el siglo XIX: la batalla de los conceptos”, in: *Rubrica Contemporánea*, VI / 11, 45-65.

REZENSIONEN

Pêcheux, Michel, 2019. *Ideologie und Diskurs*. Aufsätze. Herausgegeben von Ivo Eichhorn. Wien/Berlin: Mandelbaum, 190 S.

Seit über 35 Jahren steht in meinem Regal ein schönes Buch, nämlich Françoise Gadet [später Professorin an der Universität Nanterre] / Michel Pêcheux, *La langue introuvable* (Paris: Maspero, 1981), eine tiefgründige Darstellung und Kritik der damaligen (nicht nur) linguistischen Diskussionen, das auch auf die sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzungen in der frühen Sowjetunion eingeht. Das Buch hat mir bis heute einigen Eindruck hinterlassen. Ich war dann sehr betroffen, als ich erfuhr, dass Michel Pêcheux am 10. Dezember 1983 mit 45 Jahren in den Freitod gegangen ist. Daher habe ich die Nachricht vom Erscheinen eines Bandes seiner übersetzten Aufsätze mit großem Interesse gelesen, denn mir schien immer, dass angesichts der festen Wahrheiten, über die die meisten Sprachwissenschaftler (und viele politischer Theoretiker) zu verfügen glauben, seine immer wieder ausgedrückten Zweifel an den Beständen des Wissens besonders wichtig sind. Für diese Initiative verdienen der Herausgeber Ivo Eichhorn und der Mandelbaum-Verlag hohe Anerkennung.

Der Band vereinigt sechs Texte aus den Jahren 1977 bis 1983 (39-162). Hinzu kommt eine ausführliche Einleitung des Herausgebers (7-38), eine Studie über die Rezeption der Gedanken Pêcheux' von Warren Montag und Pedro Karczmarczyk (163-178) und ein kurzer Bericht über die (kaum erfolgte) Rezeption von Pêcheux' Werk im deutschsprachigen Raum (179-186).

Pêcheux stammt wohl aus einer konservativen Familie, studierte zunächst Germanistik und war dann an der *Ecole Normale Supérieure* (1959-1963), damals noch in Paris, wo er in die Umgebung von Louis Althusser kam, des „marxistischen Strukturalisten“, der eine Gruppe begabter Studenten um sich scharte, von denen sich etliche einen Namen als linke Denker machten. Althusser (1918-1990) schlug unter dem Einfluss der damaligen Philosophie eine Neuinterpretation des Werkes von Karl Marx vor. Sein Einfluss auf Pêcheux zeigt sich an dem häufigen Gebrauch des Begriffes der *ideologischen Staatsapparate* (der heute zu Unrecht weitgehend aus den Diskussionen wieder verschwunden ist). Der andere für Pêcheux einflussreich gewordene Denker ist Michel Foucault (1926-1984). Daneben spielt auch die Psychoanalyse eine Rolle, allerdings weniger in der strukturalistischen Gestalt, die ihr Jacques Lacan (1901-1981) verpasste (der allerdings mehrfach zitiert wird), als in der ursprünglichen, eher his-

torisch-materialistischen Form Freuds. Andere Philosophen, etwa Wittgenstein, kommen ebenfalls vor. Wohl hauptsächlich unter dem Einfluss von Althusser wurde auch Pêcheux zu einem *linken* Denker. Er steht mit am Anfang einer kritischen Analyse des Diskurses in Frankreich. Nicht zuletzt aufgrund seines frühen Todes ist sein Einfluss nur begrenzt. Immerhin gibt es eine gewisse Rezeption in der englischsprachigen Welt, daneben vor allem in Brasilien.

In dem ersten Text („Von Foucault auf Spinoza zurückkommen“, 1977, 39-60) stellt er fest, dass weder Marx noch Lenin eine Studie über die drei Begriffe Sprache, Ideologien und Diskurs verfasst hätten. Diese Trias zieht sich durch sein weiteres Schaffen. Er gibt dann eine rasche, in ihren Grundzügen noch heute bedenkenswerte Charakteristik der (damaligen und heutigen) Strömungen der Sprachwissenschaft in eine *logisch-formalistische*, eine des *gesellschaftlichen Wandels in der Geschichte* und schließlich eine dritte, kleinere, die er als *Risiken der Sprachen [langues]* bezeichnet. Von dort geht er auf die Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie im Allgemeinen über und stellt fest, dass das Proletariat keiner anderen Welt angehört als die kapitalistische Bourgeoisie, sondern dass die beherrschte Ideologie der herrschenden verbunden bleibt (56) [dieser Gedanke nimmt, ohne sie zu erwähnen, die Diskussion zwischen Lukács und Brecht aus der Zwischenkriegszeit in anderer Gestalt wieder auf]. Dieser Gedanke, der vieles vom Scheitern des linken Projekts des 20. Jahrhunderts erklärt, zieht sich immer wieder durch Pêcheux' Werk. Schließlich legt er immer großen Wert darauf festzustellen, von welchem „Ort“ aus ein Autor schreibt und denkt, mit anderen Worten, wo er in einer (seiner?) Gesellschaft „angesiedelt“ ist. Auch diese Frage wird zu oft nicht einmal erwähnt, gerade im Bereich der Wissenschaften.

Dieser Gedanke, dass die Widersprüche gewichtiger sind als die Strukturen zieht sich auch durch den zweiten Text „Zu rebellieren und zu denken wagen! *Ideologien, Widerstände, Klassenkampf*“ (1978, 61-95). Hier insistiert Pêcheux darauf, dass auch die *ideologischen Staatsapparate* nicht einheitlich, sondern von Widersprüchen durchzogen sind. Daneben geht er in diesem Text auf die Verbindungen zwischen Ideologien und Unbewusstem ein. Eines der wichtigsten Anliegen Pêcheux' besteht darin, zwischen den *ideologischen Staatsapparaten* und *diskursiven Formationen* eine enge Beziehung herzustellen. Direkter auf die Sprachwissenschaft bezogen ist „Metapher und Interdiskurs“ (1980, 96-105). Pêcheux schlägt eine neue, materialistische Unterscheidung zwischen Metapher und Metonymie vor.

Die Frage der Ideologie und ihrer Probleme wird wieder aufgenommen in „Ideologie – Festung oder paradoxer Raum?“ (1982, 106-122). „Lektüre und

Gedächtnis. Ein Forschungsprojekt“ (1982, 123-133) versucht, die vorgenannten Spannungen in einem konkreten Feld nachzuverfolgen. Und „Der Diskurs: Struktur oder Ereignis?“ (1983, 134-162), der letzte Text, den Pêcheux verfasste, versucht, den Charakter des Diskurses unter dieser Alternative genauer zu fassen.

Eine heutige Lektüre seiner Texte muss von manchen zeitgebundenen Elementen abstrahieren, das damalige Vokabular in seiner zeitlichen Gebundenheit verstehen und teilweise ersetzen. So ist heute selten von ‚Klassenkämpfen‘ die Rede, aber was sind die Auseinandersetzungen zwischen den auseinanderdriftenden Teilen unserer Gesellschaften anderes? Die ‚Arbeiterklasse‘ von einst hat sich praktisch aufgelöst, aber es gibt nach wie vor ein Oben und ein Unten, diffuser als früher, daher ist seine Organisation so viel schwieriger geworden. Eine ‚Linke‘ muss nach neuen Formen suchen, aber auch erkennen, dass die Verdinglichung des einstigen Gegensatzes Bourgeoisie – Proletariat einer Dynamisierung Platz machen muss, die die *neuen* Widersprüche erst zu erfassen vermag. Ihre Tragik liegt darin, dass ihr diese Erneuerung der Begrifflichkeiten und deren soziale Akzeptanz nach dem Zusammenbruch von 1989/90 nicht schnell genug gelungen ist (wäre das überhaupt vorstellbar gewesen?). Die Klärungsprozesse, die sich im 19. Jahrhundert abgespielt haben, müssen aufs Neue in Angriff genommen werden, um den neuen Gegebenheiten Rechnung zu tragen. Eine noch mühsamer gewordene Aufgabe. Die Wichtigkeit von Sprache in ihrer Verwendung, der *Diskurs*, ist dabei um nichts geringer geworden. Daher verdient Pêcheux heute eine aufmerksame Lektüre und Rezeption – in vieler Hinsicht ist sein Werk von einer bestürzenden Aktualität. Natürlich ist diese Lektüre nicht einfach; sie setzt die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit Theorien voraus, die vor vierzig und mehr Jahren erarbeitet wurden. Und sie verlangt nach der Übertragung der damaligen Sachverhalte und Erkenntnisse auf die aktuelle Situation. Wer indes bereit ist, sich dieser Übung zu unterziehen, wird die Hellsichtigkeit des Autors bewundern und für ein besseres Verständnis der Gegenwart gewappnet sein. Insofern geht das Werk in seiner Bedeutung weit über den Titel hinaus.

In seiner „Einführung: Michel Pêcheux und die gegenwärtige Konjunktur des Rassismus in Deutschland“ (7-38) versucht der Herausgeber eine solche Aktualisierung der von Pêcheux intendierten „Ansätze einer Diskursanalyse innerhalb einer marxistischen Gesellschaftstheorie“ (13). Die Verbindung ist nicht leicht herzustellen. Es stellt sich die Frage, ob ein allgemeinerer Ansatz in diesem Falle nicht weitergeführt hätte. Sehr hilfreich ist die Skizze der Rezeption von Pêcheux‘ Werk, vor allem in der englischsprachigen Welt (Brasilien bleibt weitgehend ausgeblendet), wenn auch die Verfasser in meinen Augen die

Bedeutung Lacans für Pêcheux etwas überbewerten. Auch der kurze Text von Ivo Eichhorn über die (weitgehend ausgebliebene) Rezeption im deutschen Sprachraum ist in seiner Präzision interessant. Was allerdings leider völlig fehlt, ist eine biographische Skizze. Gerade bei einem Autor, der sich so eindringlich die Frage nach dem Orte des Entstehens von Gedanken und Texten stellt – und damit ein ganz gewichtiges Problem aufwirft –, wäre eine solche, wenn auch vermutlich nicht einfach, ein Desiderat gewesen (die etwa in Wikipedia zu findenden Skizzen sind schwach). Und vielleicht hätte sich auch eine (Auswahl-) Bibliographie der Schriften Pêcheux‘ anfügen lassen.

Man möchte dem Band eine möglichst weite Verbreitung in einer sich langsam wieder konstituierenden kritischen Öffentlichkeit wünschen, denn er wirft viele Probleme auf, die immer noch, oder gerade wieder, von erstaunlicher Aktualität sind.

Oberwaltersdorf, 13. Mai 2019

Messling, Markus, 2019. *Universalität nach dem Universalismus*. Über frankophone Literaturen der Gegenwart. Berlin: Matthes & Seitz, 222 S.

*A la mémoire de tous ceux et de toutes celles qui
m'ont aidé à comprendre un peu mieux le monde
des colonisés.*

„Wir sind Zeugen einer Zeit, in der sich ein neues Weltbewusstsein ausprägt.“ (11). Mit diesen Worten beginnt das Buch, wenig später konstatiert der Autor: „Globales Denken und menschheitliches Bewusstsein sind durchaus nicht ein und dasselbe.“ (12) „Durch die Selbstgewissheit des Westens geht ein Riss. Europa ist melancholisch geworden.“ (20) Deutlich später notiert der Verfasser: „[...] ich interessiere [...] mich für das Problem der ‚Welt‘ und ihrer narrativen Erschaffung: Dabei wird [...] unter Erzählung eine Versprachlichung von Erfahrung verstanden, die aus einem lokalen Kontext heraus, mit spezifischen materiellen, kulturellen, sozialen und begrifflichen Bedingungen, erfolgt.“ (32)

Der Universalismus der Vergangenheit, nicht nur in der Literatur, war eurozentrisch und letztlich kolonialistisch, das wissen wir längst. Diese Haltung ist noch immer nicht wirklich überwunden. Dagegen schrieben antithetisch die Autoren der *Négritude* und anderer Befreiungsbewegungen an, eine Synthese, ein neues Weltbewusstsein, um Messlings Begriff zu verwenden, hat sich bis heute – so seine These – allenfalls in Ansätzen gebildet. Besonders massiv sind diese (post-) kolonialen Verhaltensweisen naturgemäß in den Gesellschaften, die auf eine längere kolonialistische Vergangenheit zurückblicken können/müssen. Dort ist zwar oft die Überwindung des kolonialen Bewusstseins verstandesmäßig in die Wege geleitet, jedoch viel zu wenig in das alltägliche Verhalten eingedrungen, so eine der impliziten Behauptungen des Verfassers, die sich wohl leicht bestätigen lässt. Allerdings ist die Auseinandersetzung dort immerhin in die Wege geleitet; der deutsche Diskurs über die Welt erscheint ihm dagegen als provinziell (18).

Der Band versucht, heutige Ansätze zur Bildung eines erneuerten Weltbewusstseins in der französischsprachigen Literatur zu präsentieren und dabei die sehr unterschiedlichen Vorgehensweisen der Autorinnen und Autoren einander gegenüberzustellen. Dabei muss natürlich im weitesten Sinne der ‚Ort‘, von dem aus Schriftstellerinnen und Schriftsteller schreiben, eine Rolle spielen. Wer in den Traditionen des Kolonisators groß geworden ist, hat einen anderen Zugang zur Welt, als wer als Opfer des Kolonialismus aufgewachsen ist. Wenn es

heute auch nur noch relativ wenige Reste von offenem Kolonialismus gibt (oder täusche ich mich, und sie nehmen allenthalben wieder zu?), so haben sich vielfach nur die Bezeichnungen verändert, und wir wissen genau, wo sich die Peripherien der heutigen Welt befinden, im geographischen wie im sozialen Sinne. Einer der Unterschiede gegen den früheren offenen Kolonialismus besteht darin, dass sich heute die (ex-) kolonialen Gesellschaften stärker auffächern und „brauchbare Elemente“ aus diesen Peripherien leichter in den Kreislauf der Zentren integriert werden können. Der afrikanische Künstler oder der indische Manager werden dann als Erfolg der Integration verkauft, obwohl man sie – mit gleicher Berechtigung – als Diebstähle an ihren Gesellschaften sehen kann und obwohl neben ihnen die Zahllosen stehen, denen jede Emanzipation verwehrt bleibt. Auf der anderen Seite gliedern sich auch die Gesellschaften der (ehemaligen?) Zentren stärker aus: sie sondern ihre im spätkapitalistischen System weniger gut funktionierenden Angehörigen aus, so dass diese selbst an die Peripherien der Gesellschaften getrieben werden.

Eher beiläufig geht Messling auf die heutigen Formen des Kolonialismus in Frankreich ein: dazu gehört ein weit verbreiteter Rassismus in der Gesellschaft, der viel von den sozialen Spannungen erklärt, die das Land erschüttern, dazu gehört auch die Abwertung jeglicher kultureller Differenz. Das noch immer praktisch ungebrochen bestehende Monopol des Französischen in der Öffentlichkeit und die Abwertung aller anderen in Frankreich vorkommenden Sprachen, seien sie autochthon oder eingewandert, ist ein weiteres Beispiel. Letztlich schafft diese Segmentierung der französischen Gesellschaft, die doch eigentlich sich auf andere Schlagworte beruft, das weit verbreitete Gefühl der Unsicherheit. Daran lässt sich das gesellschaftliche Verkommen der Begriffe erkennen, die an der Spitze des französischen Selbstverständnisses stehen: *Liberté, Egalité, Fraternité*.

Messling subsumiert die drei Teile seiner Betrachtungen unter diese Begriffe. Allerdings verändert er die Reihenfolge und beginnt mit der *Egalité* (47-114), die er als die „Melancholie weißer Männer über 40“ (47) bezeichnet. „Frankreich hat sich verloren, die Gewissheiten des republikanischen Universalismus greifen nicht mehr selbstredend“ (53). Nur: haben sie jemals wirklich gegriffen? Wurden sie je allgemein akzeptiert? Wie erklären sich der Pétainismus einst und der *Front National* heute (der sich seiner selbst immerhin soweit schämt, dass er zum *Rassemblement National* mutiert)?

Unter diesem Kapitel widmet Messling sich so unterschiedlichen Autoren wie Michel Houellebecq, Mathias Énard und Camille de Toledo. Schön ist der Satz, mit dem er Houellebecq zu charakterisieren sucht: „Houellebecq steht in

der Tradition der aus der Adelsranküne nach 1789 hervorgegangenen Anti-Moderne“ (60). Während Énard vor allem auf romantische Elemente zurückgreift, verweist Toledo auf die Zwischenräume: Zwischenräume zwischen den Sprachen, Zwischenräume zwischen den Erfahrungswelten – seiner Meinung nach müsse Europa sich als „Übersetzung denken und lernen, „zwischen den Sprachen zu leben“ (96). Er stellt damit den Absolutismus des Französischen, eine der großen, nicht vernarbenden Wunden der französischen Gesellschaft, in Frage. Auf jeden Fall wird bei Toledo eine differenziertere Welt gezeigt, die – vielleicht – Aussichten auf Erneuerung bietet.

Das Kapitel *Liberté* (115-159) ist bezeichnenderweise deutlich kürzer (und das mit dem Titel *Fraternité*, 161-183, wird nochmals kürzer werden). Hier werden Autoren behandelt, die eine *andere* Sicht der Dinge haben: bemerkenswert ist, dass auch der Franzose Alexis Jenni zu Wort kommt, der als einer von relativ wenigen die französische Kolonialgeschichte für die Probleme der gegenwärtigen französischen Gesellschaft (mit-) verantwortlich macht. Messling schreibt: „Die historische Aufladung der Sprache erscheint Jenni derart grundlegend für das Verständnis der sozialen Spannungen im heutigen Frankreich, dass ihm die latente Fortführung der Kolonialzeit im Französischen wie die Verlängerung eines Kriegszustandes erscheint“ (130). Auch der Togolese Kossi Efovi und der Libanese Wajdi Mouawad werden in diesem Kapitel vorgestellt; alle drei verbinden die Kritik am Diskurs mit der Kritik an der Gesellschaft (dabei erwähnt Messling, 133, den Erstling von Louis-Jean Calvet, *Linguistique et colonialisme*, 1974, ein zu seiner Zeit wichtiges Buch; allerdings dürfte ihm entgangen sein, dass Calvet seit mehr als zwanzig Jahren zu einem nachdrücklichen Verteidiger der *francophonie* geworden ist und seine damaligen emanzipatorischen Positionen längst hinter sich gelassen hat).

Das kurze Kapitel über die *Fraternité* könnte sich fast als eine Art Synthese lesen lassen. Es schreibt über Shumona Sinha, die wegen des Realismus ihres Buches über Einwanderung und Asylanten (*Assommez les pauvres!*) ihre Stelle bei der französischen Asylbehörde verlor, Edouard Glissant, den Schöpfer der *poétique du divers* und des *Tout-Monde* und Léonora Miano, die versucht, die Synthese auch sprachlich in ihre Texte einzubinden. An der Person Glissants wird indes auch deutlich, dass vermittelnde Positionen gewöhnlich erst Frucht einer langen Entwicklung sind. Glissant (1928-2011) war – im wörtlichen Sinne – Schüler Aimé Césaires, der ihn im *Lycée Schoelcher* in Fort-de-France unterrichtete, wurde dann zum Anhänger der Entkolonialisierungsbewegung – seine frühen Romane zeugen davon – bevor er dann nach und nach zu seiner Konzeption des *Tout-Monde* kam. Bezeichnenderweise spielt sich sein späteres Berufsleben im Rahmen der Vereinten Nationen und nicht in Frankreich ab; erst dort

kann er den notwendigen Abstand gewinnen, um den Ansatz einer Synthese zu formulieren (ebenso bezeichnend ist, dass nach seinem Tode französische Politiker, vor allem solche der konservativen Seite sich nicht schämen, ihn vereinnahmen wollen). „Das Ziel der Geschichte ist für Glissant damit ein Bewusstsein absoluter Offenheit, in der alles denkbar, alles lebbar ist“ (171).

Die europäischen Gesellschaften – und die der übrigen Teile der Erde – sind von solchen Konzeptionen noch weit entfernt, und es stellt sich die Frage, ob, angesichts der allgemeinen Auflösungserscheinungen, sie noch über ein genügend großes Zeitfenster verfügen, damit die gesellschaftlichen Realitäten sich den Vorstößen mancher Poetik genügend annähern können. Wahrscheinlich aufgrund dieser nicht beantwortbaren Frage endet das Buch auch ohne ein besonderes Abschlusskapitel.

Ein solches Buch kann naturgemäß kaum über Anfang und Ende verfügen; es lässt sich von unterschiedlichen Stellen aus lesen. Man kann es als Fragmente von Betrachtungen über (nicht nur) frankophone Literatur betrachten, als den Versuch, sehr Disparates in eine (gewisse) Ordnung zu bringen, man kann es auch als ein Kaleidoskop von Bewusstseinszuständen lesen oder einfach als ein weites Panorama zeitgenössischen Schreibens auf Französisch in seinen verschiedenen Spielarten – oder als einen Hinweis auf die Defizite der heutigen Gesellschaften. Muss es erst wieder zu einer großen Katastrophe kommen, bevor die Überlebenden sich auf ein Erbe besinnen, das ein Zusammen und nicht ein Gegeneinander bedeutet?

Oberwaltersdorf, 10. Dezember 2019